Richard Elchinger

Prinzessin Schnudi

Eine verliebte Geschichte

Georg Müller Verlag München

Digitized by the Internet Archive
in 2022 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/orinzessinschnud0000unse

Elchinger / Prinzessin Schnudi

Richard Elchinger

Prinzessin Schnudi

Eine verliebte Geschichte

1923

Verlegt bei Georg Müller
in München

20. bis 25. Tauſend

Copyright 1919 by Georg Müller Verlag, A. G., München
Printed in Germany

Den Freundinnen am Rhein

Inhalt

Neues Geleitschreiben des Verfassers für die Prinzessin 1

1. Kapitel
in welchem der Leser den Helden dieser Geschichte kennen lernt 9

2. Kapitel
in welchem von der vollendeten Anmut und siebzehn roten Hähnen die Rede ist 16

3. Kapitel
in welchem eine französische Prinzessin auf russische Art empfangen wird 22

4. Kapitel
in welchem die Prinzessin Schnudi ganz eigentümliche Neigungen bekundet 34

5. Kapitel
in welchem man wiederum erfährt, daß nichts so heiß gegessen als gekocht wird 48

6. Kapitel
in welchem Château Seppl festlich erleuchtet wird und mit der Prinzessin etwas passiert 53

7. Kapitel
in welchem Herr Sebastian eine Reise tut, von welcher er manches erzählen kann 73

8. Kapitel
in welchem Herr Sebastian einige Betrachtungen anstellt, die ihm sehr klug vorkommen 94

9. Kapitel
in welchem viel gegessen, viel getrunken und noch mehr gelacht wird 104

10. Kapitel
in welchem ein Mensch mit Salzgurken handelt, der sich nicht geniert, Schopenhauer ähnlich zu sehen 131

11. Kapitel
in welchem von Fürstbischöfen, schönen Stunden und anderen seltenen Dingen die Rede ist 142

12. Kapitel
in welchem diese Geschichte einen unerwarteten Ausgang nimmt 155

Neues Geleitschreiben des Verfassers für die Prinzessin.

Du bist nun Fünfzehn, mein Mädchen, und da ziemte sich's wohl für einen gewissenhaften Erzeuger, daß er sein Kind ein wenig beiseite nehme, um ihm ein paar gute Lehren in die Schürzentasche zu stecken.

Aber ich merke schon: zum Sittenprediger taug' ich noch immer nicht. Und wenn mich auch weiland der trefflichste meiner schwergeprüften Religionslehrer einen Toren gescholten hat, weil ich mir die Aspirationen zum Prälaten und Kardinal, die er in mir hat auswittern wollen, als einen gar scherzhaften Wind hab' um die Nase gehen lassen: so bin ich doch nicht imstande zu dir auch nur so pastos zu reden wie ein verliebter Kooperator.

Willst du dennoch ein Sprüchlein, so nimm dies mit auf den Weg: Trau' keinem Pathetiker, denn sie sind Spielverderber alle zumal! An den Göttern hätten sie auszusetzen, weil sie zu einfach sind und zu natürlich. Aber zum Glück erscheinen sie ihnen nicht.

Mit den Unbeschwerten herentgegen magst du lachen, auch wenn sie keinen Grund zu haben scheinen. Der findet sich am Ende. Lächeln ist wichtiger.

Und es paßt immer. Verlaß dich drauf!

Aber das ist nun fast ein Resentiment geworden und gar eines gegen die Ernsthaften, welche die Welt durch Denken bewältigen. Und wir wollten uns doch kaum Sentiments gestatten.

Sei's drum!

Ich will dir lieber eine kleine Geschichte erzählen. Die Geschichte dieses Buches. Es ist deine eigene.

Es war einmal eine Geisblattlaube. Und die stand unfern des Rheines. Soweit just stromabwärts vom heiligen Köln, daß man im Sonnenschein den Dom noch sehen konnte, und es einem gar simplizianisch einsam zumute ward in der stillen Blätterklause, wenn die Glockentöne durch die Luft herschwammen.

Da saß ich denn manche Zeit und verträumte den Sommer und einen Herbst dazu. Und war mir leicht selber genug mit ein paar lieben Menschen, die ihr Häuschen in der Nähe hatten.

Ach, es waren schöne Tage, denn die Welt lag ferne. Schlanke Hände füllten meinen Becher mit Wein und ich dankte Gott mit köstlichem Nichtstun.

Nur eben wie von ungefähr hatte ich ein paar weiße Bogen vor mir auf dem Gartentisch liegen, und da malte ich wohl dies und jenes drauf. Andreas-

kreuze zumeist mit immer längeren Füßen, die immer schneller liefen, und das sah dann aus, wie jene seltsamen Abwesenheitsrunen, die man am Rande vielbenützter Telephonbücher findet. Eigensinnige Arabesken, von denen auch die Hand nichts weiß....

Mit eins war der Herbst ins Land gefahren, ich packte meine Habe, sie wog leicht genug.

Und wie ich die Blätter zusammenband, machte ich die sehr angenehme Entdeckung, daß ihrer nicht wenige beschrieben waren. Und daß sie eine gar artige Geschichte enthielten.

Ich hatte also nicht nur von dir geträumt, mein Mädchen, du verweiltest ein wenig —

Ach, es ist wohl nie einer seliger über die Rheinbrücke nach Köln hineinmarschiert als ich damals.

Aber dann kam ein arger Rückschlag. Denn dort wollte niemand dich haben. Und die Fürsprache deines ebenso unbekannten Erzeugers scheiterte an der kategorischen Forderung, für Druckkosten und Papier eine phantastische Summe zu hinterlegen.

Wie es gekommen ist, daß ich dennoch einige Wochen später, an einem Novembersonntag des Jahres 1904 das erste gedruckte Exemplar in Händen hielt, erschien mir dazumal ziemlich märchenhaft. Wenn es sich auch eines Tages herausgestellt hat, daß alles mit ganz natürlichen Dingen zugegangen.

Zwei Stuttgarter Idealisten, die eine Druckerei besaßen und welche durch die Zeitungen hatten bekannt geben lassen, sie seien willens, junge Talente gegen mäßige Kostenerstattung zu fördern, nahmen sich freundlich meiner an. Mit Jubel unterschrieb ich alles, ohne es zu lesen.

Sei's drum, man war gedruckt und fühlte sich a priori für jeden Kummer entschädigt.

Nach solcher Bekanntschaft macht ein junger Autor noch andere anregende. Die Inhaber von Zeitungsbureaus setzen sich mit ihm in Verbindung. Der Herr Skribent — er bringt auch diese Summe auf — tätigt einen Abschluß auf tausend Ausschnitte. Und nun kann ihm kein Knistern mehr entgehen im deutschen Blätterwald von Sylt bis Laibach.

Da sammelt sich denn manches und wird zunächst in der Brieftasche verwahrt. Und verstohlen herumgezeigt.

Und ich kann dir sagen, mein Kind, es hat dir nicht an feurigen Liebhabern gefehlt von Anbeginn.

Dann aber kam einer, dem du unvergeßlich geworden bist und der mir später einmal, als ich ihn kennenlernte, allen Ernstes zu Bozen erklärt hat: er würde dich vom Platz weg heuraten, wenn er dich in Natura erwischen könnte. Vorausgesetzt natürlich, daß du ihn haben möchtest.

Der Dichter Otto Julius Bierbaum war dieses, dazumal wohnhaft in Pasing vor München.

Nun ist er lange tot, der Gütige, der die Augen eines Kindes hatte, und eine Sehnsucht nach Wielandscher Vollendung und nach seiner Grazie und Weite der Empfindung.

Eine frohe Stunde, da ich seinen ersten Brief empfing mit den wunderlich barocken, unendlich verbundenen Schriftzügen. Der Dichter machte mir Komplimente, die mich erröten ließen; das lieblichste jedoch war die Anmerkung, er sei wütend auf mich, weil er, mit ungeduldigen Fingern das Buch aufreißend, meinetwegen einen Zug versäumt habe.

Von Stolz geschwellt, beschloß ich, von Stund' an ein neues Leben ernster Arbeit zu beginnen.

Zunächst fuhr ich indes einmal nach Stuttgart, um mit vielen schönen Worten und beweglicher Klage die beiden Idealisten zur Herausgabe der Prinzessin zu bewegen. Den wahren Grund verschwieg ich ihnen tückisch. Da ich jedoch die Kleinigkeit vergaß, mir ihre freundlich erzeigte Bereitwilligkeit schriftlich attestieren zu lassen, so rächte sich nur allzu bald mein Unterfangen; und mein Debüt in der Kunst seinen Verleger zu überlisten, verlor an Glanz.

Bierbaum hatte Ernst gemacht und zu München den jungen Georg Müller in einer Weise für das Buch interessiert, daß unser, nun leider auch in den

letzten Bibliophilenhimmel versetzter Verlagskünstler alsogleich mit dem Drucken begann.

Wer aber beschreibt die Freude des Novizen, da er sich, ehe noch der Neudruck halb ins Werk gesetzt war, vom Dichter des „Stilpe" und anderer schöner Lyrika, auf eine gar feierliche Weise in die Literatur eingeführt sah.

Dergestalt, daß er eines Morgens ein Heft von Hardens „Zukunft" empfing, darinnen er mit fliegendem Atem auf vielen Seiten höchst erbauliche Dinge über sich selbst und die Prinzessin zu lesen bekam.

Und kaum hatte der Autor sich von der wohligen Strapaze erholt, diesen Dithyrambus bei Tag und Nacht, unter dem Dank- und Dampfopfer unzähliger Zigaretten immer wieder durchzulesen, besonders schöne Stellen wohl gar halblaut rezitierend, da schickte Vierbaum, eigenhändig verpackt in bunten Papieren, das Originalmanuskript der „Anmerkungen zu dieser verliebten Geschichte" als einen persönlichen Gruß hinterdrein.

Ich hätte mich mit dieser Kostbarkeit auf Bütten am liebsten photographieren lassen; vor dem Spiegel bin ich sicher damit gestanden.

Aber Hybris, die neidische Göttin, war schon unterwegs, um meinem leichtfertigen Jubel einen Dämpfer aufzusetzen.

Inzwischen war man nämlich auch bei den Idealisten in Stuttgart auf diese literärischen Vorgange aufmerksam geworden.

Schien der Vogel nicht mehr zu halten, so gedachte man ihm doch wenigstens noch ein paar Federn auszurupfen. Jetzt wurde von Seiten des Autors schmerzhaft das Fehlen schriftlicher Vereinbarungen empfunden: Die Schwaben drohten mit Beschlagnahme und hochnotpeinlicher Gerichtsordnung.

Und so mußte denn hier, an der Schwelle des Nachruhms, vom völlig zerknirschten Autor Lehr- und Lösegeld in einem berappt werden. Fünfundzwanzig Goldstücke, durch freundliche Vermittlung der Reichspost als Honorar aus München bezogen, wurden nicht warm in seiner Hand. Und mußten auf dem Wege einer herzlosen Elektrolyse, an einem trüben Frühlingsmorgen Anno 1907, telegraphisch nach Stuttgart überführt werden.

Sei's drum! Man war dafür die Schwaben los für alle Zeiten.

Die Überraschungen wollten indes kein Ende nehmen. Dem guten Georg Müller hatten die Bierbaumschen Anmerkungen zur verliebten Geschichte so gut gefallen, daß er sie, wo nicht gegen, so doch ein wenig ohne meinen Willen als Einführung vor das Buch drucken ließ.

Das war viel Ehre; und ganz gewiß ein bißchen zu viel Druckerschwärze.

Dieweil nun abermals ein Neudruck nötig wird, mag die Prinzessin mit meinem Segen die fröhliche Fahrt fortsetzen.

München, im Friedensherbst 1919.

Richard Elchinger.

Erstes Kapitel

in welchem der Leser den Helden dieser Geschichte kennen lernt.

Herr Johann Sebastian Meyer, ein junger Studiosus der Philosophie, saß zu Bonn am Rhein auf seiner schönen Mansarde, ließ die Beine zum Bett herunterhängen und freute sich des anmutigen Spieles, welches die Morgensonne mit zweien seiner Hühneraugen trieb.

„Wir wollen," sagte Johann Sebastian, indem er vollends in den Sonnenteller hinunterrutschte, der in dem weichen, grauhaarigen Katzenfell der Bettvorlage leuchtete, „wir wollen," sagte er, „für unsere kaiserlichen Hornhäute etwas unternehmen."

Aber so sehr wuchtete die Geburt dieses Gedankens auf seinen Nerven, daß er sich erschöpft zurücklehnen mußte.

Der Länge nach legte er sich auf den Boden.

Wie warmes Brot hatte den die Sonne angebrütet.

Heidi! Gleich einem lustigen Hochzeitsmarsch, von Elfen gegeigt, zog die Wärme in Sebastians Rücken und durchstrahlte ihn mit Wohlbehagen.

Das war ein Genuß! Geblendet machte er die Augen zu.

Einen tiefen Himmel voll rotseidener Wolken zauberte das Licht durch seine geschlossenen Lider; kosend rieselte es herab.

Es kam Sebastian in den Sinn, sein Hemd abzustreifen. Er tat es. Riß es einfach auseinander.

Prasselnd fielen die Sonnenwellen auf seine Haut. Das war gut.

Ihm war, als schwebe er immer tiefer in die rotseidenen Wolken des purpurnen Himmels. — — — Immer tiefer und tiefer, und sein Fleisch begann das Licht zu fühlen wie einen warmen Körper, wie einen wundersamen weichen Körper —

Leise wurde an die Tür gepocht.

Zaghaft.

Gleich darauf ward sie von unsichtbarer Hand geöffnet, und eine Handbreit über dem Boden schwebte jemand über die Schwelle.

Wahrhaftiger Gott, es war die Witwe Knollfuß, Sebastians Wirtin, eine würdige Matrone, die seit vierzig Jahren unter Zimmervermieten und Rosenkranzbeten den unwiederbringlichen Verlust ihrer Jungfernschaft betrauerte.

Es muß gesagt werden, daß Sebastian für diese Dame bis zu dem Tage eine unbegrenzte Hochachtung empfunden, wo er durch einen unglücklichen Zufall

entdeckt hatte, daß sie lang herabwallende Beinkleider von rotem Flanell trug. Ein gewisses körperliches Unbehagen, welches ihn von da ab in Gesellschaft der Wirtin nicht mehr verließ, hatte seine Höflichkeit bedeutend reduziert und so eine Ära beiderseitiger Verschnupftheit gezeitigt.

Um so mehr verwunderte sich Sebastian jetzt, daß Frau Knollfuß, die sonderbarerweise immer noch eine Handbreit über der Diele schwebte, ihn mit einer so wunderlichen Bonhomie anlächelte.

Und wie merkwürdig hatte sie sich zurechtgemacht! Eine weit ausladende, violette Krinoline gab ihr das Ansehen allseitiger Schwangerschaft. Ihre langen, schmalen Füße steckten in Schuhen von rotem Saffian, die knisterten, wie wenn elektrische Funken aus ihnen sprängen.

Und nicht wie sonst, wenn sie die dünnen Lippen öffnete, huschte das Licht um ihre gelben Eckzähne. In geschlossenen Reihen leuchtete das Gebiß in Gesundheit und Frische.

Der Kopf aber war so biedermaierisch frisiert, daß es Sebastian ein Vergnügen bereitete, ihn anzuschauen.

Nunmehr öffnete die Knollfuß das wahrhaft kirschrote Mäulchen, schwankte ein wenig in der Luft und sagte: „Einen schönen guten Morgen! Wie haben Eure Majestät geruht?"

Wieder schwankte sie ein wenig in der Luft und hielt plötzlich mit langgespreizten Fingern auf einem Zinnteller einen wunderschönen blauen Krug.

Sie hob ihn in die Höhe und neigte ihn gegen die Sonne. Sogleich entstand in seinem Innern ein feines Geräusch, wie von sprudelndem Wasser. Erst auf den Boden träufelnd, dann höher und höher steigend bis zum Rand.

Da floß auch schon ein dicker, bernsteingelber Tropfen über die blauen Figuren des Kruges, machte unten ein wenig Halt, als besänn' er sich, den Sprung in die Tiefe zu wagen, und — fiel mitten auf Sebastians Nase.

Gierig sog er ihn mit der Zunge auf.

Er schmeckte süß. Wie Quitten, oder noch viel schöner. Ja? — — — Er fand keinen Ausweg aus seinem Staunen.

Und zum Teufel! Warum konnte er sich denn nicht rühren?

Die Knollfuß lächelte.

Lächelte ein merkwürdiges Biedermeierlächeln.

Wie eine Marionette schwankte sie wieder in der Luft, schürzte ihren bauschigen Rock ein wenig, sank und beugte sich über den Liegenden.

Sebastian wollte etwas sagen, aber sie blies ihm das Wort von den Lippen.

Wie eine Löwenzahnflocke fliegt das Wort weg,

dachte er, und sein Atem stockte, und eine prickelnde Scham überlief ihn wegen seiner Nacktheit, die ihm in diesem Augenblick bewußt ward.

Aber regungslos, als könne das Zucken eines Muskels das Gewebe dieser märchenhaften Szene zerreißen, blieb er liegen.

Eine Hand, weich wie Plüsch, streifte über seine Glieder.

Entzückt horchte er auf...

Ein Stimmchen, so rein, daß es unmöglich der Knollfuß angehören konnte, fing an zu singen.

Wie? — — Er glaubte den Text zu kennen. — — — Waren es nicht dieselben Verse, die er einst bei Nacht im Hotel Circolo der kleinen Contessa Minotti in das Stiefelchen geschrieben, das er vor ihrer Zimmertür gefunden?

Ein kurzes Zwischenspiel erklang von zwei Geigen, die einer Flöte akkompagnierten.

Dann setzte die Stimme wieder ein:

O Mädchen, deine Hände
Wie weiß und sonderbar.
Die Finger schmal und schmachtend
Wie eine Pagenschar.

Mädchen, ich bin verschwiegen,
Verschwiegen wie der Mond,
Der über liebenden Pagen
Im Silbermantel thront.

Dideldideldum, machten die beiden Geigen.

Die Musik verstummte...

Kniend schwebte die Knollfuß empor.

Es schien sich etwas vorzubereiten.

Sebastian lief es kalt über den Rücken.

Wie ein kreisendes Gestirn stieg der blaue Krug langsam in die Höhe, wechselte die Farbe und ward feuerrot. In seinem Innern brodelte es, daß die Wandungen in Aufruhr gerieten.

Plötzlich barst das Gefäß. Und ein blanker Strahl brach hervor, wie ein goldener Degen, den der Blitz erhellt.

In Todesangst fuhr Sebastian auf.

Gellend lachte die Knollfuß. Wie die Hexen in den Märchen lachen.

Eine Faust traf ihn. Fauchend vor Wut hieb er um sich... Violette Funkenbüschel spritzten aus dem Boden und verloren sich hinter .... dem Schreibtisch.

Hundert Jahre stierte er ihn an —

Sein Schädel war wie ausgehöhlt. Tropfenweise kehrte der Verstand zurück.

Zuerst in die Augen: Ach ja — — Schlüssel — Schublade — „Schopenhauer, die Welt als Wille und Vorstellung" — „Kursbuch für das Deutsche Reich"..

„O heiliger Onuphrius!"

Er mußte lachen.

Wahnsinnig lachen.

Schwerfällig stand er vom Boden auf, tat zwei Schritte nach vorn und blieb stehen.

Wie ein Karussell tanzte die ganze Bude um ihn herum.

Fenster auf! Frische Luft herein!

Ah! Das tat gut.

Aber wie um sich über etwas ganz Unsinniges zu beruhigen, sprang er nach der Tür. Probierte den Schlüssel.

Sie war zu.

Er wollte ein übriges tun.

„Frau Knollfuß!"

Keine Antwort.

Er rief nochmal. Horchte angestrengt.

Da . . . von unten meckerte jemand: „Sie is mal schnell zu Frau Katzenellenbogen gelaufen. Sie kommt gleich wieder."

Er schmiß die Tür zu.

„Also du bist der Racker!" schrie er lustig und machte der Sonne eine grimmige Faust und ein noch grimmigeres Gesicht.

„Nu aber raus mit dem Wasser aus der Kanne!"

Und schnell bereitete er sich ein Kleid von weißem Seifenschaum, das den ganzen Leib einhüllte.

Dann vernichtete er es wieder mit unbarmherzigen Fluten.

Zweites Kapitel

in welchem von der vollendeten Anmut und siebzehn roten Hähnen die Rede ist.

In einer Ecke von Sebastians Zimmer stand, aus rotgebeizten Brettern zusammengefügt, eine Truhe, in ihrem Äußern denen nicht unähnlich, wie sie auf Baustellen zum Aufbewahren von Werkzeug dienen.

Aber diese rauhe Schale barg Sebastians Reichtum.

Mit einer Art feierlichen Herzklopfens beugte er sich nunmehr zu dem Kasten nieder, öffnete das gewaltige Vorhängeschloß und klappte den Deckel auf.

Eingebettet in kirschroten Samt leuchteten hier seidene Dinge in allen Nuancen untergehender Sonnen.

Lange schwelgte Sebastian in ihrem Anblick.

Wollüstig wühlten seine Finger in den knisternden Stoffen.

Endlich wählte er ein Trikot von schwarzer Seide und ein Atlaswams von gleicher Farbe.

Behutsam kleidete er sich an.

Wenn er etwas haßte, so war es die Nüchternheit, wie sie gegenwärtig das ganze Zeitalter verfinsterte.

Die Farbenarmut dieses bürgerlichen Alltags schmerzte ihn. Er floh dieses abgestandene Elend, so oft er konnte, und flüchtete in seine eigene bunte Welt, die er sich zurecht gemacht hatte; da lebte er auf.

Mit kurzen Schritten, deren Art sich aus dem Stil seiner phantastischen Gewandung von selbst ergab, wandte er sich nach dem Spiegel.

„Bon jour! Mon cher!"

Voll Freude betrachtete er sein Bild, wie es prachtvoll aus dem geheimnisvollen Spiegelgrund emporkam.

Er rückte die bauschige Mühlsteinkrause zurecht, aus deren weißem Wall sein bleiches Antlitz mit der klaren Stirne hervorwuchs. Ruhig und zufrieden lag der Mund, der weich, fast frauenhaft war; sonst nur allzuoft entstellt von einem häßlichen, mokanten Lächeln.

Die Seide knisterte.

Mit weiten, dunklen Pupillen genoß Sebastian die geschmeidigen, seidenen Formen.

O ja, wir sind eine Majestät, mein guter Sebastian, dachte er bei sich. Wenn wir auch tagsüber in hundsföttischen Teerjacken und Schifferhosen unter dem Volk wandeln.

Aber eine Bitterkeit verdunkelte seine Laune.

Eine seltsame Bitterkeit.

Er liebte seinen vollendeten Körper. Liebte ihn mit

den Sinnen. Ja, er hatte versucht, sich außerhalb seines Ichs zu stellen, um ihn mit fremden Augen betrachten zu können.

Umsonst.

Immer war ein fataler, reflektierender Rest zurückgeblieben, groß genug, ihm diese ganzen Besuche vor dem Spiegel als etwas Überspanntes, ja Krankhaftes erscheinen zu lassen.

Er wähnte sich trotzdem frei von Eitelkeit.

Seine Freude war nur das Bewußtsein eines bestimmten Wertes, den er jederzeit würde dokumentieren können.

Nicht daß Sebastian darum die Frauen verachtete.

Er liebte sie. Entbrannte für ihre Schönheit, wo er sie gewahr wurde.

Dennoch litt er.

Denn was sich ihm bis zur Stunde von den Töchtern des Landes offenbart, entsprach seinen Hoffnungen nicht. Nie war er noch restlos in der Freude an einem anderen Körper aufgegangen. Nie. Das unabweisbare Gefühl, mehr zu geben, als er empfing, trübte sein Glück.

Und so harrte er noch auf die Stunde, da die vollendete Anmut eines Mädchens ihn von dem Alp der eigenen erlösen würde.

Verstimmt kehrte er dem Spiegel den Rücken und ging langsam nach der mausgrauen Ottomane.

... „Pöbelhaftes Jahrhundert!"

Er stand wieder auf und machte ein Flämmchen unter den Samowar.

Draußen rappelte etwas. Gewiß kehrte die Knollfuß zurück.

Es klopfte.

„Guten Morgen, Herr Sebastian. Die Post ist angekommen."

„Recht. Ein Brief von unserem Korrespondenten in Leipzig? Nachrichten von meinem Sohne Karl? O, wie sie nach meinem Herzen zielen!"

„Nein. Das ist aus den Räubern von Schiller, verehrte Frau Knollfuß."

Er warf einen Mantel über, der ihn vollständig zudeckte, und öffnete.

Das runzlige Gesicht der Knollfuß erschien. Einen Augenblick mußte er sie doch anstarren. Ihre Eckzähne blitzten.

Alles wieder in Ordnung, dachte er.

„Ja, Herr Sebastian, und daß ich nicht vergesse. Ich muß zwei Tage zu meiner Schwester fahren, und — es ist vielleicht ein wenig unbescheiden, aber, möchten Sie mir nicht Ihre braune Handtasche ein wenig leihen. Sie wäre so praktisch" —

„Gern. Genehmigt. Wünschen Sie sonst noch etwas? — Nein? Na dann adio und glückliche Reise."

Er warf den Mantel ab und zündete ein zweites Flämmchen an.

„Gut für ein Mittagessen," sagte er mit komischem Ernst und legte ein Körnchen Ambra in den zierlichen Dreifuß, unter dem das Flämmchen züngelte.

So war es. Wenn's nicht anders ging, darbte man. Hungerte zugunsten höherer Lebensfreuden, als Essen und Trinken war.

Denn seine Einkünfte, die aus einem mäßigen Monatswechsel und ein paar gelegentlichen Honoraren für kurze Essays bestanden, waren verschwindend gering gegen die Anforderungen seines guten Geschmacks.

Ein müder, schwüler Duft wirbelte aus dem kupfernen Räucherpfännchen auf; ein Hauch wie von blühenden Hyazinthen.

„Johann, den Tee!"

Sebastian löschte den Samowar ab.

Dicht daneben stand das Büfett. Es war aus einer großen umgestürzten Kiste, die mit einem persischen Tuch überzogen war, improvisiert. Vielerlei Tassen und Gefäße standen darauf. Aber keins glich dem anderen.

Sebastian wußte diese Porzellansammlung, die manches Stück von reputierlichem Wert besaß, auf eine originelle Weise zu vermehren.

Er pflegte zu den jungen Mädchen, die er kennen lernte, zu sagen: Mein Fräulein, nicht Ihr Herz

wünsche ich, ich wünsche mir eine bunte Tasse. Denn nichts faßt man behutsamer an als eine hübsch bemalte Tasse.

Das schienen denn die meisten auch eingesehen zu haben.

Wenigstens war eine beträchtliche Menge buntes Geschirr vorhanden.

Heute nahm er ein Gefäß, das ganz hinten an der Wand träumte, und hielt es liebevoll in die Höhe. Es war anzuschauen wie eine weite, flache Milchschale. War schneeweiß, hatte zwei breite blaue Henkel, und siebzehn knallrote Hähne liefen um sie herum.

Drittes Kapitel

in welchem eine französische Prinzessin auf russische Art empfangen wird.

Sebastian belastete gedankenlos seinen Teelöffel mit zwei Zuckerstückchen. Sie berührten die heiße, dampfende Fläche. Saugend stieg die goldene Flüssigkeit empor, den Kampf der Vernichtung beginnend. Qualmende Honigbänder flossen in die Tiefe. Aber immer noch schien es, als könne die Form sich behaupten.

Da senkte er plötzlich den Löffel auf den Grund, alles begrabend.

Die Knollfuß klopfte wieder.

„Schieben Sie nur unten durch."

„Nein! Ein — Fräulein ist da!"

„Ein Fräulein?"

Er las die Karte, die unter der Tür hervorkam.

Es war ein fester, schwarzer Karton in Lexikonformat. Mit großen, weißen Buchstaben war darauf geschrieben:

La princesse Schnudi.

Heftig ward an die Tür gepumpert und eine kecke, frische Stimme rief:

„Bon jour! Bon jour, mon cher! C'est möi, la princesse Schnudi. Wollen Sie mik bitte öffnen das Tür! Ik aben zu bestellen eine Grußß von Ihre Tant, das Konigin von Tamerlan."

Sebastian war sprachlos.

Keck fuhr die Stimme fort:

„Oh mon dieu, mon dieu! Wie bin ik degagée von das lange Fahrt. Je suis müde."

Kein Zweifel, das war wirklich Schnudi. Mein Gott, und sie lief ihm auf die Bude.

Er fuhr in den Mantel.

Zeremoniell, weil er annahm, die Knollfuß stehe auch noch draußen, öffnete er.

Wahrhaftig, es war Schnudi.

Wie ein spanischer Kavalier verbeugte er sich tief vor der jungen Dame, die mit kaum noch zu verhaltendem Lachen einen zierlichen Kratzfuß machte.

Er freute sich ja, sie zu sehen. Aber er dachte nur, wo in aller Welt nimmt sie die Frechheit her, da heraufzukommen. In einer Stadt, wo jeder Mensch ihre Familie kennt.

Die Knollfuß äugte hinten um die Ecke.

Das junge Mädchen fühlte das und pappelte lustig weiter, ehe Sebastian mehr als „bon jour, mademoiselle" sagen konnte:

„Also mein junge Freund, kann ik wieder gehen, wie ik Ihnen aben bestellt die Grußß von Ihre Tant!"

Sie knixte und ging.

„Non, non, non, majesté," machte Sebastian bestürzt, indem er der Prinzessin einen heimlichen Rippenstoß verabreichte, „majesté, ich müßte mit den Allüren des tamerlanischen Hofes schlecht vertraut sein, wollte ich eine Dame von Stand wieder entlassen, ohne ihr Brot und Salz geboten zu haben. Princesse, ich bitte um die Ehre, einen Augenblick in meinen Salon zu treten."

Mit aufgeregter Stimme rief er nach der Knollfuß. Ihr Schatten tanzte noch an der Wand.

„Schnell, schnell, liebste, beste Frau Knollfuß! Auf einer zugedeckten Schüssel Brot und Salz!"

Die gute Witib, die einmal irgendwo etwas davon läuten gehört hatte, daß man gewisse Leute, wo wußte sie nicht mehr, so empfängt, beeilte sich, wenn auch etwas verwundert, das Brot aus dem Küchenschrank zu nehmen und ein mächtiges Stück abzuschneiden.

„Butter auch, Herr Sebastian?"

„Nein! Um Himmels willen, verehrte Dame, das Ganze ist ja nur eine symbolische Handlung. Oder halt!"

Der Gedanke an ein Frühstück zu zweien durchfuhr ihn.

„Wie ist mir doch gleich? Doch! Doch, Frau Knollfuß, neuerdings macht man es auch mit Butter und — Käse. Ein Stück von Ihrem famosen Emmentaler, liebste Knollfuß."

Er spielte den nervösen Höfling vorzüglich.

„Soderlala! — Jetzt!"

Er stürmte davon.

„Warte, ‚Prinzessin', ich werde dir dein Köpfchen waschen. Das kostet ja ordentlich Nerven, das Fräulein aus dieser Geschichte wieder herauszureiten."

Er öffnete sein Zimmer, trat ein und drehte geräuschvoll den Schlüssel um.

Wie ein junger Pudel, der weiß, daß er etwas angestellt hat, und nun, halb in Angst, halb mutwillig auf seine Strafe wartet, stand die blonde Prinzessin Schnudi in ihrem kurzen Rock, der sie noch kindlicher erscheinen ließ, als sie ohnedies war, in der Nähe des Fensters, umflossen von dem sanften, gelben Licht, das durch den Store einströmte.

Von ihrem Gesicht war nicht viel zu sehen. Sie ließ das Köpfchen hängen. Ängstlich fragend blickten ein Paar lebhafte, schwarze Augen unter dem Hutrand hervor.

Sebastian blieb an der Türe stehen und setzte den Teller neben sich auf den Boden.

Eine schreckliche Pause trat ein.

Sebastian richtete sich hoch auf.

Unheimlich raschelte sein Mantel.

Er blickte hinüber: zog einen grün glühenden Blick quer über den Teppich nach den Fußspitzen der Prinzessin.

Und nun kam er geschritten. Feierlich.

Dieselbe schnurgerade Straße, die sein Blick gezogen.

Die Prinzessin erzitterte.

Er fühlte den frischen Anhauch ihres Atems.

Ganz dicht trat er heran. Stumm. Sagte kein Wort.

Seine Fußspitzen berührten die ihren.

Langsam hob er beide Hände.

Schneller klopfte das Herzchen der Prinzessin, und sie blickte erschreckt auf. — Sah in das steinerne Angesicht eines Tyrannen.

Unentrinnbar schraubten sich Sebastians Finger um ihre rosenroten Ohrläppchen. Langsam, Schritt für Schritt, zog er sie daran in die Mitte des Zimmers.

„Niederknien!"

Er befahl es mit einer Stimme, deren Erregung echt war.

Sonderbar. Dieses Herzklopfen steckte an.

„Niederknien! Soll ich die Rute holen, geschnitten aus der Haut des Hippopotamus?"

„Nein, ich knie ja schon!"

Sie sagte es zitternd, mit der Zärtlichkeit besiegten Trotzes.

Erstaunt horchte er auf. Sie war doch ein prächtiger Kerl. Er wollte sie aufheben und küssen.

Aber etwas in ihm, worüber er sich nicht im geringsten klar war, wünschte eine Verlängerung dieses peinlichen Gerichts.

„Die Hände auf den Rücken! So, guck mich einmal an!"

Er ließ ihre Ohren los. Sie waren um eine Nuance dunkler geworden.

„Will die Prinzessin mir versprechen, artig zu sein? Ja? Will die Prinzessin mir haarklein erzählen, wie sie sich unterstehen kann, einen unbescholtenen jungen Mann zu besuchen? Mir geloben, die Wahrheit zu sagen? Nichts wegzulassen? Nichts hinzuzufügen? Auch keine ethischen Motive oder so was?"

Vornüber gebeugt, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, stand er da wie ein zürnender Erzbischof.

„Lieber Sepp, ich will ganz, ganz artig sein," kam es silbenweise aus ihrem Mäulchen.

„Liebling!"

Er zog sie empor und trug sie auf beiden Armen durchs Zimmer, direkt nach der Ottomane.

„Bitte, nehmen S' Platz, Hoheit!"

Er machte ihr den Hut los; strich den Scheitel glatt.

Und wie ein Kind, das weiß, wie gut ihm seine Unarten stehen, schmiegte die Prinzessin ihren blonden Scheitel an Sebastian, räusperte sich ein wenig und begann zu erzählen:

„Also paß auf, Seppl! Mama und Tante sind heute nach Hagen gefahren. Gelt. Und abends kommen sie erst wieder. Ich hätte so lange bei Tildes Eltern bleiben sollen. Du weißt doch, da ist es zum Sterben langweilig."

„Und!"

„Und da denk' ich mir: Ach was. Ich mag nicht. Ich mag einfach nicht. Es wird's schon niemand merken, und mir wird schon eine Ausrede einfallen, wenn's drauf ankommt. Ich will den Seppl sehen. Ich muß den Seppl sehen!"

„Hochachtung! Verdient Kuß auf den linken Nasenflügel!"

„Au! — S...eppel, du machst mich ja tot!"

Sie zupfte an ihren verwuschelten Haaren.

„Aber weißt du, Herzklopfen hab' ich doch bekommen unten an deiner Tür. Es ist ja nur, weil die Leute so furchtbar dumm sind. Denn ob du mir nun draußen vor der Stadt einen Kuß gibst, oder hier oben, das ist doch ganz egal. N—ein! Laß mich erst fertig erzählen! Also. Ich hab' mir plötzlich nicht mehr getraut. Jesus, Maria und Joseph, wenn dich doch wer sieht!

Da bin ich um die Ecke und hab' Knopforakel gemacht.

Gott sei Dank! Auf dem letzten Knopf wars ja.

Ich guck — guck — niemand da.

Ritsch bin ich oben."

Sie seufzte tief auf.

„Gelt, Seppl, es hat mich niemand gesehen! Es kann nichts herauskommen."

„Nicht doch, nicht weinen."

Er zog sie vollends auf den Schoß.

„Komm, komm, nun kannst du dich ja ausruhen von den Schrecken deines Abenteuers."

Sie gefiel sich riesig in ihrem Märtyrertum. Wie zu Tode erschöpft, schloß sie die Augen.

Kühlend legte Sebastian die Hand an ihre Schläfe.

Sie war geborgen.

Und allmählich — in der Tiefe des Schweigens, das die beiden jungen Menschen mit reinen Armen umfing, beruhigten sich die schlagenden Pulse der Prinzessin.

— — — — — — — — — —

Zirpend schlug ein feines, silbernes Glöcklein.

Zwölfmal schlug das feine, silberne Glöcklein.

„Liebling! — — — Doch, doch."

Er netzte ihre Stirn mit kölnischem Wasser.

„Kind, nicht mehr schlafen."

Verwundert klappte sie die Augen auf.

Sebastians herzhafter Kuß, mitten auf den Mund, brachte sie in die Wirklichkeit zurück.

„Nach koreanischer Zeitrechnung haben wir jetzt die Stunde des Pferdes, mein Liebling. Brave Menschen denken an das Mittagessen. Du hast doch hoffentlich Hunger!"

„Riesig."

„Ja, auf meinem Turm heroben ist das aber nicht so einfach. Besonders bin ich nicht auf so hohen Besuch eingerichtet."

Er hob sie übermütig auf den Tisch.

„Auf so furchtbar hohen nicht. Geruhen Eure Hoheit mir des Diners wegen also gnädigst einen Wink zu geben."

„Uch — Seppl" — sie konnte vor Gähnen nicht sprechen und ließ es. Schüttelte sich wie eine Katze und barg den Kopf in den Armen, daß nichts mehr zu sehen war als ihr leuchtender Scheitel, von dem ein praller, nach englischer Art zusammengelegter Zopf in den Nacken fiel...

„Je suis so müde."

„Ach" —

Er band ihr zärtlich eine neue Schleife.

Die Gelegenheit war günstig.

„Prinzessin, hier ist eine heilige Stelle, die noch nie geküßt wurde."

Und er küßte sie auf den Nacken, daß sie ein

Schauer durchfuhr. Fest saugten sich seine Lippen an die weiße Haut, die einen feinen, salzigen Geschmack hatte.

„Schnudi! Nun aber ernsthaft. Soll ich dir etwas kochen?"

„O ja. Ich verderbe mir ganz gern einmal den Magen."

„Also. Das Menu beginnt mit einer Tasse Tee, etwas Zwieback, zwei Stückchen Zucker und ein wenig Emmentaler."

Er ging ans Büfett.

Dabei löste sich der Mantel und glitt zu Boden.

Sebastian beachtete es nicht.

Ein ziegelrotes Täßchen, auf dem sich ein goldener Drachen in den Schwanz biß, brachte er zurück.

Mit funkelnden Augen erwartete ihn die Prinzessin.

Aber sie sagte nichts. Sie respektierte seine Launen zu sehr, als daß sie seiner Verkleidung wegen hätte fragen wollen. Noch dazu, wo er sich setzte und sie mit keinem Blick aufforderte, eine Meinung abzugeben.

„Willst du Zucker, Schatz? Bitte schenk dir ein. — — — Halt!"

„Halt, ist ja schon voll. Voll!" Er schrie es.

Sie fuhr zusammen.

„Ja, Schnudi?"

„Ich bin gar nicht zusammengefahren."

„Ja, wer hat denn was gesagt?"

„Und ich bin doch nicht zusammengefahren. N—ein!"

„Doch!"

„Nnnnnein!"

Aber da hatte er sie schon beim Schlafittchen.

„Ah! Man ist ungezogen? Man lügt, stampft, kratzt. Hm?"

Er kniete auf der Ottomane und drückte sie in die Kissen.

„Hm?"

„Wirst du nun sagen, warum du erschrocken bist? Soll ich es dir sagen? Ja? — Weil du dir den Kopf zerbrochen hast, was ich da anhabe... Siehst du — — —!"

— — — „Seppl — — — ich — will nie, nie wieder lügen."

Gerührt küßte er ihr die zarten Handgelenke.

Nichts war eine Zeitlang zu vernehmen als das leise Schlürfen der silbernen Löffel, die den Tee umrührten.

„Sieh, Prinzessin, solche Gewänder hat man früher getragen, wie die Menschen noch mehr Geschmack und mehr Sinn für harmonische Formen gehabt haben."

„Ja, und die jungen Mädchen, Seppl? Wie sind die denn gegangen?"

„Ebenso."

„Ebenso?"

Sie rückte ganz nahe an ihn heran.

Sebastian amüsierte sich unbändig.

„Was willst du denn?"

„Du, Seppl. — Du mußt aber nicht lachen. Laß mich — — — das Zeug mal anfassen!"

Der Ton, mit dem sie das sagte! Das kam von innen, tief aus dem Kämmerlein, wo die echte weibliche Neugier wohnt.

„Bitte, Hoheit! Greifen Sie zu!"

— — — „Du, Seppl — daß das so — so glatt ist, hätt' ich nicht gedacht!"

Viertes Kapitel

in welchem die Prinzessin Schmudi ganz eigentümliche Neigungen bekundet.

Sebastian schlug die amarantfarbenen Vorhänge, die sein Bett verhüllten, auseinander und trat im Straßenanzug heraus.

Die Prinzessin, die mit großem Ernst auf einem Stück Papier malte, sah auf.

„Also, Liebling, ich nehme an, daß du in meiner Abwesenheit nicht mit Zündhölzern spielst"...

„Du, guck mal!"

Er las:

Menu

zu Ehren der Abwesenheit meiner verehrten Frau Mama, der königlich preußischen Regierungsrätin Witwe Amalie Karoline Grün, geb. Haberstroh.

Gegeben auf Château Seppl den 28. Juli 19..

Vogelnesterſuppe.
Haifischflossen.
Taubeneier mit Bambussschößlingen.
Geröstete Ferkel mit Lotussamen.

„Gut."

Ja. Sebastian versprach, sein möglichstes zu tun.

In einer halben Stunde wollte er wieder zurück sein, mit allen Naturalien versehen, die zur Herstellung dieses Freudenmahles erforderlich waren.

Gar väterlich küßte er die Prinzessin auf das rosige Schnäuzchen, umarmte sie und schärfte ihr nochmals ein, wie sie sich in allen möglichen Fällen während seiner Abwesenheit zu verhalten habe.

Noch ein paar Küsse, dann drehte sich der Schlüssel zweimal im Schloß herum.

„Pst! Also Adieu!"

„Adieu!"

Der Schlüssel wurde von außen abgezogen.

Klopfenden Herzens, das Ohr an der Tür, verfolgte die Prinzessin Sebastians knarrende Schritte, die im Stiegenhaus verhallten...

Bumm.

Das Haustor fiel zu.

Ihr war, als sei irgendwo ein Licht ausgelöscht worden.

Sie ging ans Fenster und zog den gelben Store auf, als könnte ihr der hellere Tag Trost spenden. Trost? — Warum? Das wußte sie selber nicht. — — — Sie fühlte nur einen Schmerz. Einen stechenden Schmerz.

Beklommen ließ sie sich auf die Ottomane fallen. Auf dieselbe Stelle, wo zuletzt Seppl gesessen. Als wär' sie ihm da näher — —

Ein Windhauch bewegte die Vorhänge. Sonst lag das ganze Haus wie ausgestorben.

Mit Angst erfüllte sie diese Ruhe.

Und ein feuchter Schimmer stieg in ihre Augen, ein feiner, flimmernder Nebel.

Es war still. So gräßlich still. Und schwül.

Schwärme peinvoller Gedanken jagten durch ihr Köpfchen. Abscheulich jagten sie durcheinander.

Aber keiner nahm Gestalt an...

Sie schrak zusammen.

Ein heißer Tropfen war ihr auf die Hand gefallen.

Erquickt atmete sie tief auf, erlöst von Tränen — — — und sah sich verwundert in ihrem freundlichen Gefängnis um — — — schau — schau! —

Die Harmonie, mit der Sebastians behagliche Behausung eingerichtet war, beruhigte ihre Nerven.

Sie sah sich alles genau an.

Mit einem stumpfen, warmen Rot waren die Wände übermalt. Sicher hat Seppl es selber getan, dachte sie und freute sich, daß er so geschickt sei.

An Stelle einer Vertäfelung lief eine chinesische Reismatte an den Mauern entlang.

Gemütlich war das.

Man konnte sich einbilden, draußen tobte der Winter und hier drin sei man mollig aufgehoben.

Und die Bilder alle! Herrlich!

Wenn sie auch in Dingen der Kunst keinen anderen Mentor hatte, als ihre gemütvolle Jugend, das ganze Milieu der Sepplburg heiterte sie auf und stimmte sie fröhlich.

Ihr Übermut kehrte zurück. Nun wollte sie sich die Zeit schon vertreiben, bis er wiederkam.

Unschlüssig stand sie mitten im Zimmer.

„Hops!" Mit beiden Füßen zugleich sprang sie plötzlich auf die Ottomane. Die Polsterung wankte. Brummend erklangen die Federn.

„Hopp, hopp, hopp, Pferdchen, lauf Galopp!"

Einem munteren Spatzen nicht unähnlich hüpfte sie die Kissen entlang.

„Bums!"

War sie wieder auf dem Teppich. Sie studierte das Muster. Rote Rosen blühten in gelben Feldern.

Ein verschmitztes Lächeln verklärte ihr Gesicht.

„Hallo!"

Sie lief nach den Vorhängen und schlug sie auseinander.

Ja, ja. Da lag noch alles. Alles hatte er liegen lassen.

Sie horchte.

Nichts regte sich. Im ganzen Haus rührte sich nichts. Nun schnell!

Ritsch, ratsch flogen die Stiefel von den Füßen. Die Röcke folgten. Im Nu war sie entkleidet.

Zitternd vor Erwartung holte sie das seidene Trikot vom Bett.

„No! — No!!" Stehend kam sie in das Dings gar nicht hinein... Endlich!...

„Hui! Wie eine Haut ist das Zeugs. Huch! Das geht ja bis an den Hals. Nun das Wämschen. Schade! Zu weit! Wie ein Mantel beinahe."

Aber Schuhe? —

Doch — die Halbschuhe paßten. Paßten ausgezeichnet.

Atemlos rannte sie nach dem Spiegel.

„Donnerwetter!"

Ihre Wangen glühten.

Alles war entfesselt, alles in Aufruhr, was man mit Koketterie und mit Eitelkeit ansprechen kann. Ein bißchen Sinnlichkeit war auch dabei. Aber ganz unbewußt.

Denn die Prinzessin ist ein Kind ohne Argwohn.

Auf tausend Spaziergängen hat sich Sebastian die Siebzehnjährige erzogen.

Das war keine leichte Sache gewesen. Die Prüderie hatte er vor allem geglaubt, bekämpfen zu

müssen. Die schlottrichte Moral der Bourgeoisie, wie er zu sagen liebte. In welcher Form er sie antraf, er riß sie aus und pflanzte an ihre Stelle ein bißchen Respekt vor allen Menschlichkeiten.

Angewandte Keuschheit nannte er das, und war nicht wenig stolz auf dieses Wort.

Mädchen sind immer dankbar, wenn sich der Mann, den sie lieb haben, die Mühe nimmt, an ihnen zu modeln, sie umzuformen.

So war auch Sebastian der Prinzessin zum lieben Gott geworden, an den sie glaubte. Aber wie Kinder nun einmal sind, verfügte die Prinzessin über eine Logik, die Sebastian bisweilen in seiner Gottähnlichkeit bange machte. Höllisch mußte er aufpassen, daß die Pagode nicht ins Wanken geriet.

Sie glaubte ihm ja beispielmäßig gern, daß die Kinder, wie die neueste Wissenschaft dargetan, aus dem Kuß der Liebenden erstehen. Aber sie wollte auch ganz genau wissen, was für Küsse das wären.

Ja, ja, es war doch manchmal eine verzwickte Geschichte, so einen Pädagogen zu mimen — hm. — Dazu konnte man wirklich nicht jeden gebrauchen.

Mit nüchterner Anatomie konnte er ihr doch nicht kommen, wie er vermeinte. Und alles andere wäre bei Schnudis Temperament Verführung gewesen. — Und sie verführen? — Dazu war sie ihm ein viel zu lieber Kamerad. Sozusagen paßte das gar nicht

in sein Programm. Seine Aufgabe erblickte er ja gerade darin, ihr die Naivität zu erhalten. Sie vor Lüsternheit zu bewahren.

Freilich, hätte er sie augenblicklich beobachten können, wie sie verkleidet vor dem Spiegel agierte, er wäre überrascht gewesen, wieviel unverbrauchte Zärtlichkeit in der Prinzessin aufgespeichert war.

Verliebt streichelte sie ihre schlanken, seidenen Beine.

Ungewöhnlich schnell ging ihr Atem.

Die runden Waden kamen ihr in der zarten Hülle bezaubernd vor. Einfach bezaubernd. Die Füßchen auch. Und die Knie...

Zärtlich legte sie eins übers andere.

Die Seide knisterte.

Behaglich räckelte sich die Prinzessin in dem weiten Ledersessel, den sie vor den Spiegel geschoben.

Sie machte die Augen zu — — blinzelte wieder und wieder nach ihren Beinen — — Und konnte sich nicht satt sehen.

Jedesmal stellte sie die Füße ein bißchen anders.

Es ist nicht zu glauben, wie hübsch ich bin. Wie hübsch ich von allen Seiten bin, dachte sie, wie hübsch ich bin —

Leise geht die Tür auf.

Unhörbar tritt Sebastian herein.

Wie ein Saumtier ist er beladen mit Päckchen und Flaschen.

Verwundert bleibt er stehen — — —

Was er sieht, ärgert ihn einen Moment. Es ist wie Eifersucht. Worauf? — Es fiel ihm nicht ein.

Aber still!

War das nicht ein Blick in die geheimsten Mysterien weiblicher Eitelkeit?

Mäuschenstill verhielt er sich.

Hübsch ist sie, das muß man sagen. Auch in diesem Gewand, das ihr keine Lügen erlaubt.

Er hätte ihr gern ein paar Artigkeiten gesagt.

Mi dio, was macht sie denn jetzt?

Sie rutschte ganz vorn an die Stuhlkante. Es kostete Mühe. So. Nun setzte sie beide Füße behutsam mit dem Absatz auf die glatte Spiegelfläche.

Sogleich tauchte ein zweiter schwarzer Page auf, der ihr lächelnd seine Füßchen entgegenstemmte.

Aber ganz schien sie noch nicht befriedigt. Sie rückte noch näher heran und zog die Knie an die Brust, bis sie beinahe auf dem Rücken lag.

Endlich schien der gewünschte Effekt sich einzustellen.

„Tätärätä!"

Wie ein Fagott tutete sie ein langgezogenes Freudensignal.

„Tschimbidischim!"

Allmählich ging es in eine bestimmtere Melodie über. Auch ein Text stellte sich ein. Vergnügt patschte sie dazu mit beiden Händen den Rhythmus auf die Schenkel.

Der im Spiegel schmunzelte sie an. Bravo da capo schien er sagen zu wollen.

Und quakend wiederholte die Prinzessin den Vers.

„Was kommt dort von der Höh',
Was kommt dort von der Höh'?
Das ist der heilige Limpopo,
Lim—Lim—Lim—popo
Das ist der Limpopo."

— — — Plötzlich sang eine tiefe Stimme den Refrain mit.

Mit einem entsetzlichen Schrei schlug die Prinzessin vom Stuhl herunter — — — — — — — — —

Sebastian erblaßte.

Zwischen den Stuhlbeinen lag die Prinzessin — Er stürzte auf sie zu —

Aber ein wutzitternder Schrei hielt ihn auf. Trieb ihn zurück nach der Tür.

Er horchte.

Alles still.

Gott sei Dank! Die Knollfuß war ja längst fort.

Er machte ein paar zaghafte Schritte.

„Liebling! Hast du dir weh getan?"

Seine Stimme zitterte.

— — — — — — — — — —

„Mach mir doch nicht solche Angst! — Sag doch, ob dir etwas weh tut!"

— — — „Nein!"

Er atmete auf.

„Komm, ich will dir aufhelfen."

„N— — —ein!! Wenn du einen Schritt tust! Ich kratz' dir die Augen aus!"

„Also gut."

Er wandte sich ab. Der Tür zu. In seinem Rücken fiel ein Stuhl.

Die Prinzessin war verschwunden. Eine Bewegung ging durch die Vorhänge.

„Auch gut! Wenn du diese Lösung vorziehst, mein Liebling. Ich bringe dir deine Sachen, und du machst dich da drin wieder hübsch bürgerlich zurecht!"

Sebastian beeilte sich, die schwarzen Strümpfe der Prinzessin aufzunehmen, die mit einigen weißen Wäschestücken zusammengeknudelt am Boden lagen.

Aber da kam er schön an.

„Nein, nein, nein!" fauchte die Prinzessin aus ihrem Verhau heraus.

„Du bist gemein, du bist gemein! Laß meine Sachen. Das ist eine Gemeinheit. Sepp, ich schau'

dich mit keinem Blick mehr an, wenn du nicht alles liegen und stehen läßt!"

Er gehorchte. Aber nur scheinbar. Energisch ging er nach dem Vorhang.

„So! — Und das ist das letzte, was ich dir sage. Entweder du benimmst dich jetzt wieder etwas kultiviert, oder du sollst was erleben." — — — — — — — — —

„Hast du mich verstanden? Ich sperre dich hier oben ein und geh' fort!"

„Soso?" machte es schnippisch hinter dem Tuche.

„Oder aber, wenn du frech bist, schick' ich dich nach Hause. In dem Aufzug, wie du jetzt bist!"

„Soso? — Gern, mein Herr. Mit dem größten Vergnügen, mein Herr. Ich könnte mich an Ihre Art, junge Damen bei der Toilette zu überfallen, doch nicht gewöhnen."

„Seien Sie versichert, mein Fräulein, mir würde Ihre Gepflogenheit, in meiner Abwesenheit meine Garderobe aufzutragen, stets peinlich bleiben."

„Herr Meyer, meinen Sie, ich muß mir deswegen von dir alles gefallen lassen? — — — Ich fordere Sie dringend auf — — — ich setze voraus, daß Sie soviel Kavalier sind, mir freien Abzug zu gewähren. Ich verlange, daß Sie unten warten, bis ich fertig bin."

„Was Sie nicht sagen?“

„Ihre Briefe werd' ich Ihnen morgen durch die Post zustellen lassen; und ich will die meinen zurückhaben.“

„Mit vorzüglicher Hochachtung Schnudi von Grün, Regierungsratstochter — — — hihihi! Kostbar!“

„Mein Fräulein! — — Gnädiges Fräulein, wissen Sie, was das ist?“

Er steckte ein dünnes, spanisches Röhrchen durch den Vorhang.

„Ah — — Sie wollen nicht antworten? O, ich kann warten. Ich habe unsinnig viel Zeit zu vergeuden. — Na, was ist das?“

Die Prinzessin schneuzte sich heftig. Sie hoffte dadurch zu verbergen, daß ihr Benehmen ihr bereits leid tat.

„Wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, Herr Meyer, will ich es Ihnen sagen. Nämlich, daß der Stock da ein Beweis ist, daß mindestens ein Exemplar zu wenig auf Ihrer Bosheit zerschlagen wurde.“

„Pardon, meine Gnädigste. Ich erblicke im geraden Gegensatz zu Ihrer geschätzten Meinung in dem Vorhandensein dieses hispanischen Röhrchens eine Garantie, daß Sie noch lange nicht den letzten zu spüren bekommen haben.“

Und damit griff er unbarmherzig in das Tuch nach der Prinzessin.

„Schnudi? Wirst du nun Vernunft annehmen? Ja? — Keine Feigheit, das bitt' ich mir aus!"

Sie suchte sich ihm zu entwinden, obwohl von ihr noch gar nichts zu sehen war.

„Was du da in meiner Abwesenheit gemacht hast, ehrt nur deinen guten Geschmack. Es ehrt aber deinen Mut ganz und gar nicht, wenn du dich vor mir dann wie eine alberne Bauerntrine versteckst. Beim ersten sind wir frei, beim zweiten Knechte, meine Liebe."

„Bauernknechte — stimmt auffallend. Du hast mir ja bereits gesagt, daß ich eine Bauerntrine bin," antwortete sie trotzig.

„Laß den Unsinn, ja? Es ist wohl enorm schön, so ein bißchen die gekränkte Leberwurst zu spielen?"

— — — — — — — — — —

„Treib's nicht auf die Spitze! Ich befehle dir, herauszukommen!"

„Wenn du" —

„Couchez la bouche! Ohne Bedingung — eins — zwei" —

Ganz langsam bauschte sich der Vorhang auf, die Falten teilten sich, und die Prinzessin wurde sichtbar, beide Arme vor den verweinten Augen.

Mit einem Griff machte Sebastian ihr Gesicht frei und sah sie fest an.

„Dummchen du!“ Er nahm sie beim Kopf und hauchte ihr einen Kuß auf das Ohrläppchen.

Sie ließ es geschehen, ohne aufzublicken.

„Komm, setz dich,“ sagte er, da er fühlte, wie sie litt.

Und wie eine schlanke Gazelle flüchtete sie nach der Ottomane, und stellte ihre Beine in den Schatten des Tisches, wo er am schwärzesten war.

Fünftes Kapitel

in welchem man wiederum erfährt, daß nichts so heiß gegessen als gekocht wird.

Hallo! Nun gab's auszupacken.

„Finger weg!"

„Nein, Seppl — das tu ich!"

Und damit sie nicht aufzustehen brauchte, brachte er ihr alles auf den Tisch.

Sie war froh über diese Beschäftigung. Das brachte die Gedanken doch auf andere Dinge.

Aber trotzdem wollte die Wolke nicht weichen, die sich zwischen beide gelagert hatte.

Man sprach nur das Notwendigste und vermied es, sich ins Gesicht zu sehen. Und immer gereizter wurde die Stimmung, geschürt von Kleinigkeiten, die lächerlich waren. Von jenen Kleinigkeiten, die das Schicksal ausmachen, weil sie unsere Laune regieren.

Die Prinzessin fühlte sich zu Tode unglücklich. Wenn sie wenigstens das Zeugs von den Beinen gehabt hätte. Aber dieser Unmensch wollte ja nicht zugeben, daß sie sich umkleidete. Wie hatte er gesagt:

Keine Feigheit! Das bitt' ich mir aus! Und Bauerntrine — — das tun Bauerntrinen, zweimal hatte er das gesagt.

Das wurmte erst nachträglich, wenn man darüber nachdachte. „Feigheit!" — — Lächerlich — der hatte es nötig! War es denn vielleicht keine Gemeinheit, so heranzuschleichen, sich — — — Sie durfte gar nicht daran denken, wie er sich dann gegen sie benommen hatte. Einfach schändlich.

Das Blut schoß ihr in den Kopf.

Voll Haß blickte sie nach ihm hinüber.

Die Ruhe, die der Mensch hat! — — Der Herr — Wichtig. Ich glaube, er will gar Küchenchef spielen. Hach — es ist zum Wälzen.

Wenn sie nur etwas hätte entdecken können an ihm! Eine Schwäche, eine Blöße.

Einen Wald voll Affen würde sie dafür gegeben haben.

Aber sie fand nichts.

Nervös klapperte sie mit den Absätzen.

Klapperte stärker. Herausfordernder.

Umsonst.

Er besaß immer noch die Frechheit, sich nicht darüber zu ärgern.

Oder doch?

Er hob den Kopf ein wenig. Gemütlich sagte er: „Zuck — zuck, zuck — zuck, mein kleiner Weber."

Dann band er sich umständlich eine mächtige Küchenschürze vor.

Es machte sie rasend.

„Unverschämt! Was heißt denn das, zuck — zuck? Ich sehe gar nicht ein, warum ich nicht mit den Füßen schockeln soll, wenn ich Lust dazu habe. Nu gerade!"

„Schnudi? — Darf ich dich bitten, den melodischen Gesang deiner Füßchen einen Augenblick zu sistieren?"

Seine Ruhe war unverwüstlich.

„Ich pflege, liebste Prinzessin," fuhr er fort, „ehe ich an die Bereitung einer Speise herantrete, mir das ganze Rezept laut und deutlich vorzulesen."

Er pflanzte sich dicht vor ihr auf, zog ein weißes Blatt hervor und begann in der Weise eines pathetischen Schauspielers zu lesen:

„Heute bekommen wir eine überaus pikante Art von Kalbsschnitzeln. Von einer schönen Kalbsnuß werden sehr feine Scheiben abgeschnitten, gut geklopft und nach Geschmack gesalzen. Dann werden die Schnitzel auf der oberen Seite mit einer dünnen Schicht von feingehackten Champignons, die mit gehackten, feinen Kräutern vermengt wurden, bedeckt, mit heißer Butter bestrichen Komma, zusammengerollt und in geschlagenes Ei getaucht Komma, in Semmelbröseln paniert und schön goldbraun gebacken Punkt. Das nach dem Backen zurückgebliebene Fett wird mit einem Glase Weißwein und einem Glase guter Bouillon vermengt.

Man läßt diese Sauce auf die Hälfte verkochen Komma, und gießt sie dann über die Schnitzel Punkt.

Dies, meine Liebe, sind die Worte unseres heutigen Evangeliums." — — — — —

Eine Stunde später war Château Seppl erfüllt von würzigem Bratenduft.

Auf vier Rechauds, die, zu einem Herde vereint, auf einer alten Marmorplatte summten, brodelte es um die Wette.

Die Prinzessin lief geschäftig ab und zu wie ein putziger Küchenjunge. Sie war in Sebastians große Schürze gewickelt; kaum die Füßchen sahen hervor.

Sie grollte nicht mehr.

Ihr Ärger hatte sich in Bewunderung verwandelt. Seppl war doch ein Tausendsasa. Was da noch alles zum Vorschein gekommen war! Hier in einem Schränkchen, dort aus einer verborgenen Schublade. Es war ihr ganz neu, daß ein Mann so viel wirtschaftliche Kenntnisse besitzen konnte. Wie eine Hausfrau gab er seine Anweisungen.

Und sie gehorchte gern.

Aber o weh!

Einen ganzen Berg gehackter Zwiebeln hatte sie nun vor sich liegen. Und Sebastian gab ihr immer noch eine.

Sie verstand ja so entzückend wenig vom Kochen.

Die Tränen kullerten ihr über die Backen, aber sie

schnitt tapfer drauflos. Verstohlen wischte sie sich von Zeit zu Zeit mit dem Schürzenzipfel die Augen, und vergaß immer mehr, daß sie eigentlich ein Junge war.

Endlich hatte Sebastian Mitleid.

Nun blieb noch die Tafel zu decken. Das war auch ihre Arbeit.

Wie einen Taubenschwarm ließ sie das weiße Tischtuch über den Tisch flattern. Was sie von Blumen fand, setzte sie in die Mitte. Alle Kasten wurden geplündert.

Selbst dem großen Napoleon half es nichts, daß er in Bronze gegossen war — er mußte auch auf den Tisch und die Tafel verschönern helfen.

Und dann — — — dann kam der große Moment, wo Sebastian die duftenden Speisen auf die Platten legte und die Prinzessin, in einer liebenswürdigen Anwandlung von Reue über ihre Missetaten feierlich erklärte, dieweil denn hier für Fürsten gedeckt sei, bäte der Prinz von Schnudi um die Ehre, servieren zu dürfen.

Sprach's, riß die Schürze ab, und der reizendste Page, der in diesem Augenblick wohl in Europa servierend zu finden war, setzte glückstrahlend die dampfenden Schüsseln auf die Tafel.

Sechstes Kapitel

in welchem Château Seppl festlich erleuchtet wird und mit der Prinzessin etwas passiert.

Das war ja nett!

Die Prinzessin hatte ja geflunkert, wahnsinnig gekohlt!

Erst ganz spät, wie es schon dämmern wollte, und Sebastian, so leid es ihm um seinen reizenden Gast war, zum Aufbruch drängen mußte, war sie mit der Wahrheit herausgerückt.

Nämlich: daß die gute Mama nicht nach Hagen, sondern viel weiter gereist sei, und daß sie gar nicht daran denke, heute abend schon wiederzukommen!

— — — — — — — — — —

Fürs erste gab Sebastian der Prinzessin in seiner Freude einen derben Kuß, weil ihm „doch schwerlich", wie er sagte, „etwas Besseres einfallen werde".

Dann holte er eine dicke, äußerst wohlhabend aussehende Bouteille, die olivengrünen Chartreuse enthielt, eines der feierlichsten Getränke, welche der Menschenwitz erfunden hat.

Er füllte zwei zierliche Kelche, zog die Prinzessin

auf den Schoß und begann die Beratung über die nächste Zukunft damit, daß er eins von den schlanken Gläsern ergriff und die Prinzessin nippen ließ.

Was nun?

Es schlug neun Uhr.

Schnudi noch nach Tilde zu schicken — ging nicht an. Aus vielen Gründen nicht. Nach Hause konnte sie auch nicht, denn das Dienstmädchen hatte Urlaub.

— — —

Wie man die Sache auch drehte und wendete, etwas Positives konnte man im Augenblick nicht unternehmen.

So beschloß man denn, zum größten Gaudium der Prinzessin, beisammen zu bleiben und die Nacht gemeinsam mit Gesang und Tanz zu verbringen.

Morgen sollte dann schon Rat werden, was für eine Geschichte man der Frau Regierungsrat erzählen wollte. Die saß ja einstweilen im Westfalenland und wußte von nichts.

Sehr beträchtlich ist manchmal der Unterschied zwischen Wirklichkeit und Einbildung, dachte Sebastian. Unheimlich, diese Ahnungslosigkeit des Menschen.

Während die Frau Mama ihr Töchterlein bei Tilde am Stickrahmen wähnte, umschwält von den erbaulichen Reden ihrer evangelischen Eltern, lief die Prinzessin auf Seppls Bude umher, in einer Verkleidung, deren Ungeniertheit ihr im Bannkreis ihrer ganzen

Sippe zum wenigsten den Scheiterhaufen eingetragen hätte.

Kletterte wie ein Junge Stuhl auf, Stuhl ab, um Papierketten von einer Wand zur anderen zu spannen.

Denn ein Ball, ein richtiger Ball sollte arrangiert werden: Eine Nacht in Venedig.

Alles Erforderliche war trotz der späten Stunde noch herbeigeschafft worden. Lichter, Blumen und Wein.

Den letzten Taler hatte Sebastian hergegeben. Was lag daran. Nur erst diese Nacht genießen. Sie mit diesem Racker von Mädel durchtollen.

Überhaupt — ja wo hatte er denn seine Augen gehabt bis zum heutigen Tage?

Wie ein kläglicher Schulmeister kam er sich vor in diesem Augenblick seines vermeintlichen Erwachens.

Ein Unfug, diese erzieherischen Bestrebungen an der Prinzessin! Ein philisterhafter Unsinn war das geradezu. War sie etwa nicht ein Staatskerl? Mußte man die nicht einfach so lassen? Und war das überhaupt Liebe, was er ihr entgegenbrachte? Wo nahm er denn das Recht her, ihr etwas vorzuenthalten, was ihre Sinne verlangten.

„Schnudi, Prinzessin!" Er gab ihr einen Kuß, der sie erschauern machte.

„Prinzessin, wie schön du bist!"

Er küßte sie auf die seidenen Knie.

„Komm!" Er stellte einen Stuhl auf den Tisch und hob die Prinzessin auf diesen Thron. — — — — — — — — — — —

„— — — nicht?"

„Doch, gern, Seppl!"

Glühend vor Erregung hielt sie ihm auch den linken Fuß entgegen, den er zu küssen begehrte.

„Liebste! — Prinzessin — schenkt Eurem Marquis Urlaub. Auf Minuten! Dieweilen Ihr die Lichter entfacht, Prinzessin, will ich gehen und mich umkleiden zum Fest."

Ja, schmücken wollte er sich über alle Begriffe von Schönheit und Ritterlichkeit.

Wie ein Taumel ergriff es ihn, wie eine Angst, er könne der Prinzessin nicht so gefallen, wie er es ersehnte. Eine Zeile aus Licht gegossen tanzte vor seinen Augen: „Sie soll das Mäulchen aufsperren! Sie soll das Mäulchen aufsperren."

Und das tat sie auch buchstäblich.

Denn wie nun die Lichter alle angezündet waren, die in farbigen Kugeln glommen und die, so in Reihen und Zeilen auf den Kanten der Schränke brannten, ein Duft wie von blühendem Jasmin die bunte Dämmerung durchzog, und Sebastian heraustrat aus den Vorhängen, von Kopf zu Fuß in scharlachroter Seide — da ging das Mäulchen der Prinzessin auseinander, und sie fing zu zittern an auf ihrem Thron.

Und als er nun vollends die Gitarre nahm, sich auf ein Knie niederließ und eine wilde Ballade intonierte, da sprang sie mit einem Satz von Stuhl und Tisch mitten in Sebastians Arme. Und einem Strome gleich brach ihre Leidenschaft hervor.

„Liebling!!"

Wie ein Tiger schleppte er die prachtvolle Beute nach der Ottomane. Brach sinnlos vor Glück an ihrem Rand zusammen.

Entsetzt riß sich die Prinzessin aus seinen Armen und entfloh nach der Tür — — — — —

— — — — — — — — — —

Bang glommen die roten Ampeln in der Stille der Nacht.

Aus einem klaffenden Riß schimmerte Fleisch und der weißere Saum eines gestickten Hemdes.

Nichts durchzitterte den Frieden als die Angst laut pulsender Atemzüge — — — — — —

— — — — — — — — — —

Hilflos inmitten des Zimmers lag, wie ein einsames Eiland, ein kleiner, schwarzer, ausgeschnittener Lackschuh.

Schrecklich, dieses einsame Eiland, dachte Sebastian, dem die Vernunft wiederkehrte, schrecklich!

Lautlos schlich er den Schuh an.

Lautlos kehrte er mit ihm zurück.

Führte ihn an die Lippen — — — sah ihn an wie ein Orakel — — —

Aber kein Gott erbarmte sich seiner.

— — — — — — — — — —

Eine vernichtende Beschämung quoll heiß in ihm auf.

Feigling! raunte es in ihm. Und die ganze Verzweiflung schändlicher Halbheit überfiel ihn.

Das bin ich also! Zu nichts reicht die Kraft, zu gar nichts. Ich Johann Sebastian, ich „Renaissancemensch" bin in Wirklichkeit ein Schwächling. Ein Kerl, der Vorsehung spielen und die Natur verbessern will — — —

Ich bin zum Gymnasiallehrer entartet, dachte er, und mußte einen Moment über diesen komischen Einfall lachen.

Wehe mir, wenn es wahr ist, daß wir für unsere Unterlassungen gestraft werden!

Und er empfand noch eine andere Qual. Qual über die Verlogenheit dieser Gedanken, die die Wahrheit niederringen sollten. Aber sie trieb doch an die Oberfläche und verlangte Gehör. Ja, ja. Er hatte seinen Gast überfallen, war wie ein Lustmörder über die arme Prinzessin hergestürzt.

Das war es.

Das tat weh. Wie einem sühnenden Dolch öffnete er nunmehr dem Schmerz seine Brust.

— — — — — — — — — —

Erstarkt stand er auf. Sah hinüber.

Langsam richtete sich die Prinzessin auf. Geräuschlos glitt ihr Körper an der Tür empor.

Die schlanken Beine drückten ihn gegen das Holz. Eine Gekreuzigte, starrte sie Sebastian mit geschlossenen Lidern an.

Ohne Komödie geht's nun einmal nicht, dachte er und freute sich, daß die Prinzessin auf irgendeine Weise Versöhnung anzubahnen suchte.

Auf den Zehen schlich er zu ihr.

In Helle strahlte ihre weiße Stirn. Seine Lippen erschraken. Die Stirn war kalt.

Er kniete nieder. Wie einer, der zerknirscht ist und Buße tut, umfing er ihre Knie — — — brennend fiel seine Träne auf ihren seidenen Strumpf.

Willenlos wie eine schöne Puppe lud er die Prinzessin auf die Arme und trug sie nach dem Sofa. Schob ein Kissen unter ihr Köpfchen, zog ihr behutsam den verlorenen Schuh wieder an, und deckte sie mit einer leichten Decke sanft zu.

Aber er wagte nicht, sie zu küssen.

Ihre Augen blieben geschlossen.

— — — — — — — — — —

— — —? — — — Die Gitarre?

Die Gitarre! Töne konnten vielleicht eine Brücke bauen über die Kluft, die sich aufgetan.

Entschlossen schlug er einen kraftvollen A-dur-Akkord an. Einen, der wie Feuer prasselte.

War es nicht, als jagte er das ganze Spukgesindel trüber Gedanken davon? Wie ein Schrapnellhagel? Er ließ die Töne verklingen und wieder aufstehen. Heftig einherstürmende Passagen verkündeten ein nahendes Gewitter. Aber es zog grollend vorbei, und aus perlenden Mollharpeggien rieselte ein erquickender Regen hernieder.

Sebastian wunderte sich, wie wenig diese Töne seine eigentliche Stimmung illustrierten. Dennoch beruhigten sie ihn.

Einen Augenblick lauschte er auf den friedlichen Atem der Prinzessin. Ihre Züge drückten eine tiefe, innere Freude aus. Ermuntert durch diesen Beifall, fuhr er fort zu spielen — — Sang mit leiser Stimme einen Vers, der ihm gerade einfiel:

„Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden."

Es kam ihm vor, als habe er diese Worte nie gehört.

Erstaunt horchte er auf, ließ Silbe um Silbe passieren — — — Goethe, dachte er — — — ja — — — Goethe ist Gott.

Und er begann von neuem:

„Ihr laßt den Armen schuldig werden,
Dann überlaßt ihr ihn der Pein."
— — — — — — — — — — —

Tiefen, dachte Sebastian, die man nicht ausschöpft, und würde man alt wie Mommsen.

Wie oft war er an diesen Worten vorübergegangen. Nun sprangen sie auf wie Türen. Türen, die in den Himmel führten und in die Hölle.

Sebastian beugte sich über die Ruhende.

„Will die Prinzessin ein eisfrisches Glas Limonade haben?"

„Ja — — — bitte!" kam es leis und lieblich zurück.

Und er brachte das Gewünschte.

— — — — — — — — — —

Die Stunden verrannen wie der Sand im Glase. Die Lichter brannten herunter.

Wieder und wieder waltete die Prinzessin, an Sebastian geschmiegt, ihres Amtes und beschnitt die flackernden Dochte.

Schweigend sahen sie in die Flammen, die wie goldene Tulpen blühten — — — barocke Stearingebilde troffen an den Kerzen nieder und vereisten — — — Perle kletterte über Perle — — Borde über Borde und erstarrte.

„Etsch! Etsch! Prinzessin! Der Sandmann kommt!"

„Is nich wahr, Seppl! — Meinst du, ich bin noch nie bis zwei aufgeblieben?"

Müde ließ sie den Löffel in den dampfenden Punsch sinken, den man noch gebraut hatte.

„Huch!"

„Ja, Schnudi, willst du mich denn bei lebendigem Leib hinunterschlingen? — Komm!"

Sie durfte doch nicht einschlafen.

„Ich will dir etwas erzählen, mein Kind, eine Geschichte vom Gähnen — — Huch!"

Es dauerte eine ganze Weile, bis er weiter reden konnte.

Wie sie als winzige Pennäler auf den Viktualienmarkt gegangen seien, erzählte er, an die Stände der Ganslerinnen. Wie sie sich da hingestellt hätten, ganz in die Nähe, und den Mund aufsperrten. Wie es dann nicht lange gedauert habe, bis die arglosen Weiber zu gähnen anfingen und den Mund überhaupt nicht mehr zubrachten. Gähnten und gähnten wie — — — wie — na wie die Prinzessin Schnudi.

Er hielt ihr den Mund zu.

„Kleines Scheusal!"

Sie machte kein Hehl mehr daraus, daß sie zum Umfallen müde war.

„Schnudi!"

Er sah ihr bittend in die Augen.

„Schlaf ein wenig. Ja? Denk mal. Morgen mußt

du doch frisch sein. Wie sollst du denn aussehen, wenn du die ganze Nacht kein Auge zumachst?"

Statt einer Antwort schloß sie eilends die Augen und begann schrecklich zu schnarchen.

„Also, die Prinzessin wird im amarantenen Raum der Träume schlafen, nicht?" sagte Sebastian mit leiser Stimme, als könnte er sie wecken. „Und Sebastian der Mameluk wird auf dem Diwan wachen."

Er ging, zog die Vorhänge auseinander und klopfte die Kissen zurecht.

Er kann alles, dachte die Prinzessin und tat einen tiefen Seufzer.

„O, so müde ist man; sofort, mein Engel. So."

Sie wußte nicht, wie ihr geschah.

Plötzlich spürte sie weichen Flaum unter sich. Jemand zog ihr die Schuhe von den Füßen, und eine feine weiche Decke, die sie schon kannte, kam herauf und machte an ihrer Nasenspitze Halt.

Ein Kuß — der Hauch eines Kusses auf die Stirn, und es ward still.

Leise bewegten sich im Dunkeln die Falten des Vorhangs.

Ein knarrender Schuh verklang in der Tiefe des Gemaches — — —

Die Prinzessin lag wie leblos und rührte sich nicht.

Als wäre er allein, hörte sie ihn draußen den Wecker aufziehen — — — — — — — —

Das ärgerte sie ... Sie fand es geradezu arrogant. So blasiert war er also — — so — — gefühllos.

Mit einer prickelnden Unruhe hatte sie dem Gutenachtkuß entgegengesehen, mit einer Angst, in die sich ein seltsam paradiesisches Gefühl gemengt, und nun — — diese hausbackene Wendung ihres Schicksals beleidigte sie — —

Aber nur stille. Sie hielt den Atem an; vermied ängstlich, irgendein Geräusch zu machen. Nichts sollte ihre Anwesenheit bekunden. Das mußte ihn ärgern. Und daß sie ihn ärgern mußte — den Gedanken brachte sie gar nicht los.

Bin ich denn vielleicht ein dummes Kind, das man einfach ins Bett legt, wenn es unbequem wird? Einfach zugedeckt und „so gute Nacht!" Kaum einen Kuß! — — —

Um Gottes willen! Sebastian kam wieder an die Falten.

„Prinzessin, schlaft Ihr schon?"

— — — „Ja gleich!"

„Gute Nacht!"

— — — „Gute Nacht!"

Er ging wieder.

Ging ohne Kuß, ohne Zärtlichkeit.

War denn das möglich? — — — Wie — sie war im Zweifel, ob sie nicht weinen sollte.

Er rückte drüben den Tisch vom Sofa.

Darauf hatte sie gewartet.

Behutsam streifte sie die Decke ab. Zog die Beine aus den verhaßten Kissen. Rutschte Millimeter um Millimeter an den Rand des Bettes.

Was? Nun gerade nicht — ich bin doch kein Kind — kein Kind — das man einwickelt. Der Trotz gab ihr Kraft.

Zitternd kauerte sie am Rand des Bettes und kämpfte mit ihrer Müdigkeit.

Tränen liefen ihr über die Wangen, und sie wünschte sich weit über alle Berge — — — über alle Berge — — —

Drüben fiel jemand mit einem Seufzer auf die Ottomane. Der letzte Kerzenschein erlosch.

— — — Nur der kleine Pendel in dem aufgezogenen Wecker lief und lief, als habe er Eile und keine Sekunde zu verlieren.

Und Sebastian war es, als stünde er auf dem Zifferblatt, eine Schlinge um den Hals und müßte rasend mit dem Sekundenzeiger rennen.

Oder war es sein Puls, der so galoppierte? Dabei konnte man doch unmöglich einschlafen.

O diese Prinzessin. — Diese Prinzessin!

Wenn nicht der ganze Raum ihre Gegenwart geatmet hätte — — —

Er starrte nach dem Fenster.

Ein rechteckiges Stück von einem feinen, graublauen Tuch hing da. Goldene Bienen waren hineingewebt.

Auch der Frieden des Nachthimmels vermochte nicht, ihn zu beruhigen — — — gequält warf er sich von einer Seite auf die andere.

Irgendwo schlug eine Uhr.

Er zählte die Schläge:

Eins — zwei — drei — vier. Und dann: Brumm, brumm, brumm.

Langsam verzitterte der letzte dumpfe Ton.

Drei Uhr. — Schrecklich.

Er setzte sich auf. Blieb wie eine Bildsäule sitzen. — — — Mählich verblaßte das bläuliche Tuch vor dem Fenster — verschwand.

Er schrak zusammen.

— — — — — — — — — —

Ach, ja so — die Prinzessin.

Die Prinzessin schlief ja da drüben. Seine Prinzessin. Eine wahnsinnige Sehnsucht ergriff ihn.

Geräuschlos stand er auf.

Schlich hinüber. Tastete sich durch die Dämmerung.

Still!

Er horchte gespannt:

Sollte? — — — Von unten kamen die Atemzüge.

Er berührte den Vorhang mit der Stirn. Strengte die Augen an. Wie — sah da nicht etwas Schwarzes hervor?

Er zog den Stoff zur Seite. Was? — Mein Gott — die Prinzessin lag auf dem Boden.

Er machte Licht: Erschreckt trat er einen Schritt zurück:

Nein doch, nein doch, ihre Atemzüge glitten sanft dahin.

Ihr Köpfchen war auf die Brust gesunken, das Wams ein wenig aufgegangen. Ein zarter Königssohn — mochte sie über dem Beten eingeschlafen sein — —

Ein Windstoß bewegte die Gardinen. Wie ausgereckte Gespenster waren manche Schatten. Aber nichts störte den Schlummer der Prinzessin.

Tief, tief unten in blühenden Mohnfeldern mochte sie wandeln. In wohltuendem Gleichmaß strömte ihr Atem dahin.

Behutsam löste Sebastian ihre schlanken Beine aus den Flocken des grauen Katzenfells und machte sanft die Finger ihrer rechten Hand los, die sich in den Falten des herabhängenden Bettuches vergraben hatten.

Jede Muskel spannte er an. Schwebend hob er die süße Last empor.

Leise — nur leise!

Ohne sie mit den Lippen zu berühren, küßte er die Prinzessin und legte sie sanft auf den Diwan nieder.

Köstlich deuchten ihn diese Sekunden, wie keine in seinem Leben. Wie er die Kissen zusammenholte, wie er seine kostbarsten Gewänder gerade gut genug fand, die Füße der Prinzessin darauf zu betten, und wie er nicht müde ward, den kleinsten Hohlraum unter ihrem schlummernden Körper auszufüllen mit weicher Seide.

Was sie wohl träumte unter seinen Blicken?

Ihm wollte scheinen, ihre langen, dunklen Wimpern hätten sich noch tiefer herabgesenkt — als sei ihr Atem noch wohliger geworden — — —

Eine feine, wellenförmige Bewegung ging durch den zarten Körper. Zitternd hoben sich die runden, vollen Brüste, hoben sich und sanken.

Mit Staunen beobachtete Sebastian das wollüstige Flüstern dieser jungen Glieder.

„Prinzessin!" Er sprach den Namen nicht aus. Er flüsterte ihn nur, im Anschauen versunken: Sind unsere Sinne nicht unzulänglich, dachte er, da jede Lust ein neues Wünschen gebiert. Grausam nannte er die Sehnsucht, die ihn überfiel. Verlangend streckte er die Arme nach der Prinzessin aus und — bezwang sich. — — — Legte ermattet die hämmernde Stirn auf die kalte Fensterbrüstung und starrte hinab.

Still, feierlich still war's da unten um die schweigenden Häuser.

In unwahrscheinlichem Zwielicht lag die Stadt, dämmernd wie aus Asche gebaut.

— — — — — — — — — —

Da regte sich's.

Im Schlaf hatte sich die Prinzessin auf die Seite gedreht und lag, die Hände auf der Brust gefaltet, auf dem Ohr.

Sie schien zu frieren.

Langsam zog sie die Knie hoch.

Unwillkürlich eilte Sebastian nach dem Sofa.

Er kroch behutsam an ihre Seite. Zärtlich schmiegte die Prinzessin ihr Köpfchen an seine Schulter. Sebastian begann ihren Traum zu fühlen. Fühlte, von ihren wachen Nerven regiert, wie seine Wangen, seine Glieder ihrem Träumen Relief gaben. Und wie auf Schwingen schwebte er selig in die Dämmerung hinaus, der Wirklichkeit vergessend.

Lächelnd führte ihn die Prinzessin in ihr Schloß, das aus einem leuchtenden Saphir geschnitten war. Weiter zogen sie und weiter, geflügelten Fußes, durch schimmernde Lande an einen See, dessen Wellen waren wie fließender Amethyst. Und eine Flottille weißer Schwäne bot sich als Fähre dar. Die Prinzessin aber nahm ihn sanft bei der Hand und sagte: Komm, Liebster, komm! Dann zog sie ihn herab in das schwellende Gefieder, und ihre Knie suchten die Wärme der seinigen — — — — — —

Was das nur für ein Ring war, der groß wie die Sonne auf sie zuschwebte — schwellend wie eine Tomate — — — o — — Lippen — Lippen —

Sebastians Lippen und schmeckten süß — wonnig süß — und hielten stand — zerrannen nicht. —

Entsetzlich! Sie lag neben Sebastian und starrte auf seine Lippen.

Ihr graute.

Mit schnelleren Wellen begann ihr Blut zu kreisen. Sie suchte ihre Beine zu befreien — — es ging nicht. Sebastians roter Fuß hielt sie gefangen.

Er rührte sich.

Mäuschenstill blieb sie — — mäuschenstill.

Sebastian stand vorsichtig auf —

Erschauernd fühlte sie seinen Blick wie Finger über ihren Körper gleiten.

Aber aus einem natürlichen Instinkt stellte sie sich schlafend.

Wie schön ist dieses Kind, dachte Sebastian. Wie wundersam veredelt und verklärt der Schlaf.

Er konnte sich nicht satt sehen — — —

Was ist das?

Blut steigt in ihre Wangen! Kleine winzige Fältchen kriechen aus ihren Mundwinkeln hervor!

„Prinzessin! Racker! — Du schläfst ja gar nicht!"

— — — — — — — — — —

„Ach ja."

Schweigend war man bei der vierten Tasse Tee angelangt, schweigend löffelte man weiter.

Wie das so zu gehen pflegt in der Stunde des Abschieds — es wurde mehr geküßt, auch wohl geseufzt als gesprochen.

Aber es konnte nichts helfen. Die Prinzessin mußte nach Hause. Es war die höchste Zeit.

Zum „aller—aller—allerletztenmal" küßte Sebastian ihren kleinen Fuß.

Dann verschwand die Prinzessin hinter den roten Portieren.

— — — —

Nur nicht den Sentiments die Oberhand lassen, dachte Sebastian, nur nicht! und setzte sich nahe dem Fenster auf einen Stuhl.

Draußen zog eine kleine, weiße Wolke vorüber.

Wie ein in Watte gewickeltes Automobil jagte sie dahin.

Und die Sonne schien. Es wollte schon heiß werden.

Unerbittlich ist der Tag.

Die Freuden der Nacht verblassen in seinem klaren Licht. Die Sonne ist keine Boudoirampel wie der Mond.

Sebastian ließ den Store herunter. Das gelbe Licht beleuchtete freundlicher seine bunte Gewandung.

„Liebste Prinzessin!"

„Gleich, Seppl — gleich bin ich fertig."

Hm. Gleich war sie also fertig. Ja, ja. Alles nimmt ein Ende. Merkwürdig, daß man stundenlang dahinleben kann, ohne zu denken, daß alles ein Ende nimmt.

„Ach ja."

Wollte sich diese elegische Stimmung denn nicht abweisen lassen?

Er nahm die Gitarre und spielte einen „Stoarischen".

Klim—plum!

Spielte, was ihm in die Quer kam. — Alles durcheinander.

Es mußte lustig klingen! Mußte —

Au we, au we,
Jetz müaß ma, jetz müaß ma,
Jetz müaß ma z'Haus.
Brüaderl,
Heunt reiß i da Welt
An Hax'n aus.

„Seppl!"

Ein liebes, kleines Bürgermädel stand vor ihm. Packte seine Wangen und gab ihm einen Kuß, der knallte.

„Deandl! Kopf hoch!"

Dann schob er die Prinzessin unter Küssen aus der Türe, bevor sie noch beide die Rührung übermannen konnte.

Siebentes Kapitel

in welchem Herr Sebastian eine Reise tut, von welcher er manches erzählen kann.

Heiß brannte die Morgensonne vom Himmel, als Herr Johann Sebastian am vierten Tage nach jener denkwürdigen Nacht dem Bahnhof zuwandelte, und den Eilwagen bestieg, welcher den Reisenden in kürzester Zeit über Frankfurt nach München bringt.

Mit einer Ruhe, würdig des erhabenen Studiums der Philosophie, ergriff Sebastian sogleich Besitz von dem besten Platz im Wagen, und richtete sich, als befände er sich zu Haus in seinem nunmehr verödeten Schlosse, behaglich auf die Fahrt ein. Voll Verachtung sah er auf das ängstliche Treiben der Reisenden herab und amüsierte sich im besonderen über die hemmungslose Mimik einiger Damen, die mit mehr Handgepäck, als es anständig war, den Wagen anzufüllen begannen.

Heute machten ihn außer dem göttlichen Sonnenwetter zwei Ereignisse fröhlich.

Einmal ein Brief von Schnudi, worin sie ihm kurz mitteilte, daß vermöge einiger ingenieuser, sebastianischer Lügen zu Hause alles gut abgelaufen:

„Seppl — noch in aller Eile, denn wir fahren morgen nach Norderney," hatte sie auf den roten Zettel gekritzelt. „Lieber, lieber Seppl, sowie ich ein paar Stunden allein bin, schreib' ich Dir alles. Es ist so unendlich viel, was ich Dir zu sagen habe.

Vor meiner Abreise kann ich Dich nun nicht wiedersehen. Es ist ganz unmöglich. Trotzdem bin ich nicht traurig. Denn ich weiß, wenn ich Dir schreibe: Seppl, ich muß Dir mal schnell einen Kuß geben — sonst sterbe ich — dann kommst Du mir in die Hölle nach und machst das Unmöglichste möglich."

Dann hatte er noch ein Schreiben mit einer wüst verstempelten österreichischen Briefmarke auf dem Kuvert.

Mit krausen, krakenartigen Buchstaben war die Adresse geschrieben. Und innen sah es aus wie Kraut und Rüben, aber doch furchtbar appetitlich dabei.

Da stand geschrieben:

Salzburg, 30. Juli 19..

Liebes Brüderlein!

Daß Du kommen tust, das freut mich halt ganz sakrisch. Es ist alles fertig für den Prinzen. Vielleicht bringst Du auch eine von Deinen vierzehn Bräuten mit. Ich würde mich riesig interessieren, wie die holden Donjas aussehen müssen, die meinem Brüderl den Kopf verdrehen.

NB. Am liebsten eine echt preußische, die sprechen so ulkig.

Also, Bua! Kimm bald und sei umschlungen von Deiner

Ursula Krautfaß.

Sebastian hatte sie furchtbar gern, diese Schwester, die sich immer gleich blieb all die Jahre, während alles andere verblaßte, sich veränderte, vergröberte.

Sie war ein Jahr jünger als er.

Und das war recht so. Was ihr der Rang einer Hausfrau an äußerer Würde zulegte, das glichen die vierzehn Monate aus, die er älter war. Und so verkehrten sie heute noch miteinander sozusagen im Stil ihrer Flegeljahre.

„Besten Dank!"

Mit verwegener Umständlichkeit zündete sich Sebastian an dem dargebotenen Zündholz eine dicke Zigarre an. Gemütlich ließ er den Rauch aus seinem Mund spazieren.

A ja — Salzburg!

Das Idyll des schwesterlichen Heims tauchte vor ihm auf —

Draußen flog das Land vorüber.

Träg floß der Rhein.

Er war nicht blau. Das Wasser hatte eine staubige Farbe. Nur manchmal gleißte es auf, weißglühend wie flüssiges Erz.

Leblos, in einem matten Grün flimmerten die Hügelketten im Sonnenbrand. Wie mit Kohle waren da und dort Ruinen, Dörfer und kleine Häuschen in die Landschaft gezeichnet.

Die Hitze war verzehrend. Das Geschwätz der Reisenden steigerte sie zur Unerträglichkeit.

Sebastian hatte seinen Papierfächer einer neben ihm schmorenden alten Dame geliehen.

Nunmehr machte er die Runde.

Eben fächelte sich ein ölig glänzender, junger Kommis seine großen, roten Ohren.

Sebastian sah ihn an. Er hätte diesen Menschen erwürgen mögen, der aussah wie der glühende Ofen, von dem die ganze Hitze auszugehen schien.

Mit einem unsinnigen Lächeln nahm er seinen Fächer wieder in Empfang.

Der Zug hielt.

Alles stürzte hinaus, um sich zu erfrischen.

Nur Sebastian blieb zurück und die alte Dame, die nunmehr gargekocht erschien. Trotzdem versuchte sie, unter Schnauben, mit quäkender Stimme Sebastian in ein Gespräch über die gegenwärtige Wärme zu ziehen. Allein sie hatte wenig Glück.

Sebastian erklärte höflich, daß er, des Deutschen unkundig, leider nur Griechisch verstehe. Und mit einem liebenswürdigen Tonfall, der klang wie: Verzeihen Sie, gnädige Frau, sagte er ihr die ersten Zeilen

aus der Odyssee: *Ἄνδρα μοι ἔννεπε, μοῦσα, πολύτροπον, ὅς μάλα πολλὰ πλάγχθη, ἐπεὶ Τροίης ἱερὸν πτολίεθρον ἔπερσεν, πολλῶν δ' ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω.*

Als der Zug bald darauf wieder weiterfuhr, konnte man sogleich wahrnehmen, daß sich die Summe der Fahrgäste um einen sehr gesprächigen Herrn vermehrt hatte. Um einen unangenehm gesprächigen Herrn. Es dauerte nicht lange, so wußten alle, wohin dieser Bürger, der wie ein Varietedirektor gekleidet war, seinen Weg zu nehmen gedenke. Was ihn dazu treibe oder veranlasse, und daß es besonders eine brasilianische Tante sei, die ihm die Annehmlichkeiten so weiter Vergnügungsreisen ermögliche.

Dieser Herr, dem eine brasilianische Tante so viel ermöglichte, war aber auch, wie sich nun leider zeigte, ein Liebhaber zweifelhafter Anekdötchen. Kokett packte er seine Schätze aus.

Sebastian, teils gelangweilt durch den selbstgefälligen Vortrag, teils unangenehm von dem Interesse berührt, welches namentlich die weiblichen Coupéinsassen für den eitlen Gecken bekundeten, hielt es für seine Pflicht, etwas einzuschreiten.

Im Rauchcoupé schützt man sich vor übelriechenden Zigarren am besten durch noch übelriechendere.

Sebastian besann sich, was er etwa zum besten geben könnte. Die Geschichte vom verschluckten Glasauge vielleicht, oder die wahrhafte Historie der Wirtin

vom „Hotel zu den drei Eiterbeulen"? Oder vielleicht? —

„Also in Tirol, meine Herrschaften, lebte einmal eine arme Bäuerin mit ihren drei unmündigen Kindern in Not und Sorge.

Das einzige aber, womit Mutter Natur die arme Witwe wahrhaft fürstlich bedacht hatte, war ein Kropf von nicht alltäglichem Umfang, der wie ein Dudelsack von gelbem Ziegenleder sich baumelnd seines Daseins freute. Um aber bei der Arbeit durch diesen Kropf nicht gehindert zu sein, trug ihn die arme Frau wie einen Schal, indem sie ihn einige Male um den Hals wickelte.

Einstmals nun an einem schönen Winterabend, da sie Mehlmus kochte und die hungrigen Kinder erwartungsvoll den offenen Herd umstanden, geschah es, daß der Kropf abrutschte und in die Pfanne fuhr.

Zwar zog ihn die Mutter gleich wieder heraus, allein zu spät, er hing über und über voll des köstlichen Muses.

Und jubelnd umringten die Kinder ihre Mutter, und jedes schrie: ‚Muatta, Muatta! I derf'n abschlecken!'"

— — — — — — — — — —

Der Zug donnerte in eine gewaltige Halle.

Sebastian sah noch, wie die Dame, der er sich als Grieche vorgestellt, ihn mit grünschillernden Augen

anglühte, wie sie ihre Handtasche ergriff und öffnen wollte.

Dann eilte er unter dem Gelächter der Reisenden aus dem Wagen.

Nun war man also in der großen Stadt Frankfurt.

Ein guter Mensch denkt dabei immer erst, daß Goethe hier geboren ist. So auch Sebastian.

Und dann beschloß er, sich diese ihm noch unbekannte Stadt einmal näher anzusehen.

Auf dem Treppenabsatz blieb er stehen und schaute die weiten Straßen hinab, in denen geschäftiges Leben pulsierte.

Allerlei Wagen und Typen lösten sich aus dem Gewimmel und Gebimmel.

Ein frisches, junges Ding, reizend angetan mit einem blauen, plissierten Rock, einer weißseidenen Bluse und einem riesigen Florentinerhut, kreuzte seinen Blick.

Gleich rechnete er diesen liebenswürdigen Zufall den werten Bürgern dieser Stadt zugute, und folgte in einer respektvollen Entfernung den Schritten der jungen Dame. Sie bog um die Ecke und trat in ein Caféhaus ein, das mit breiten Fenstern an der Straße lag.

An einem runden Marmortisch, in einer Nische von weißem Stuck, saß hier ein würdevoller alter Herr

in einem Kreise gut gekleideter junger Leute. An diese Gruppe trat nun das junge Mädchen heran, machte einen zierlichen Knix und nahm, nicht ohne zu erröten, neben dem melierten Herrn Platz, der ihr Vater oder Onkel zu sein schien.

Sebastian, der sich vis-à-vis niederließ und jede ihrer graziösen Bewegungen in einer schicklichen Weise beobachtete, bestellte sich zur Feier dieser Stunde eine Schale Eiskaffee, und verzehrte ihn mit jener Freude, mit der ihn die Gegenwart seiner Nachbarin erfüllte.

Es ist so schön, dachte er.

Da sitzt dir ein liebes Ding vor den Augen. Die Hitze des Mittags kühlt man mit wohlschmeckendem Eis, guckt wieder, löffelt wieder und freut sich, daß einem der liebe Gott in der guten Stadt Frankfurt einen so netten Willkomm bereitet.

Nun schien das Mädchen Sebastians Gedanken zu erraten.

Eine anmutige Röte huschte auf ihre Wangen, und wie die Unschuld zu tun pflegt, drückte sie ihre Verlegenheit mit den Füßen aus.

Sebastian sah bei dieser Gelegenheit, daß sie einen eleganten Halbschuh trug, und beschloß, den bereits aufgezehrten Eiskaffee vom Kellner erneuern zu lassen.

Dann ließ er sich Papier und Feder geben und schrieb an Schnudi, postlagernd Norderney:

„Meine süße, verwöhnte Prinzessin!

Ich sitze hier in Frankfurt am Main, in einem Café, dessen Namen nichts zur Sache tut.

Mir gegenüber hat eine niedliche, kleine Frankfurterin Platz genommen, mit der Du Dich entschieden befreunden müßtest, wenn sie in Bonn lebte. Wenn wir einen Hofstaat hätten, dieses Mädchen müßte Dich als erste Oberhofzofe bedienen. Dennoch brauchtest Du nicht eifersüchtig auf sie zu sein, denn ihre Anmut würde mich immer daran erinnern, um wieviel größer noch die Deinige ist.

Du weißt, daß ich es nicht liebe, meine Gefühle mit der Philisterbrille zu prüfen.

Ich meine — wenn wir uns über etwas freuen, so hat das ganz tiefe Gründe, die wir ungeschickten Menschenkinder höchstens ahnen können. Wenn auch gewisse Psychiatri behaupten, sie könnten ein Gefühl bis auf eine Perlzelle im Gehirn oder einen weißen Nerv verfolgen. Das ist Unsinn.

Also Liebling! Dieser Brief hat keinen anderen Zweck, als Dir mitzuteilen, daß ich mich so recht von Herzen über ein hübsches, unverdorbenes Mädel gefreut habe.

So geschehen zu Frankfurt am Main den 2. August 19..

Es küßt Dich Dein Seppl, der kein Geheimnis

und keine Freude für sich allein haben will ohne seine Prinzessin!"

Sebastian blieb noch lange sitzen und las in den Zeitungen.

So gegen die Dämmerung trat er hinaus in den Strudel des Lebens und ließ sich von der Menge treiben.

Eine Straße mit vielen Lichtern, die kein Ende nehmen wollte, war erfüllt von bunten, durcheinandertosenden Massen, die sich vor den ausgelegten Herrlichkeiten der Schaufenster stauten — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ward ruhiger.

Sebastian wurde gewahr, daß er in einer stillen Seitenstraße gelandet.

Wie der Tumult eines fernen Festes drang der Lärm der Hauptstraßen herüber.

In einem kleinen Juwelenladen brannten trübe Lampen und mühten sich, den ausgelegten Flitter zu beleuchten. Vor der Auslage standen zwei Mädchen mit großen Federhüten.

Sie drehten sich um, wie Sebastian vorüberging, und sahen ihm etwas unmittelbar ins Gesicht.

Gelangweilt ging er vorbei.

Aber er kehrte wieder um — — — kann man sich so täuschen? Er ging geradewegs auf die eine von den beiden los und sprach sie an.

Sah ihr scharf ins Gesicht.

„Guten Abend, Fräulein!" sagte er. „Sie sollten Freundlicheres tun, als in dieser abscheulichen Straße stehen, wo niemand Sie zu würdigen weiß."

Die Angeredete machte Kuhaugen.

Die andere bohrte verlegen den Schirm ins Pflaster.

Also die auch, dachte Sebastian, die ist auch noch nicht echt.

Ob man da nicht einen Blick hinter Kulissen tun konnte?

Eine Minute später ging er mit der einen die Straße hinunter.

Er schob seine Mütze in die Stirn und ahmte den wuchtigen Gang eines gewalttätigen Menschen nach.

Plötzlich blieb er stehen, stieß mit affektierter Energie den Stock auf den Boden und verlangte auf das Zimmer geführt zu werden. Er schimpfte über die weite Entfernung, und verließ sich in allem übrigen auf die Wirkung seiner Erscheinung, von der er wußte, daß sie selten auf Mädchen ohne Eindruck blieb.

Zu seiner Überraschung entschuldigte sich das Fräulein mit vielen, dummen Worten, faßte ihn mit einer eigentümlichen Zärtlichkeit am Arm und beschleunigte ihre Schritte. Schnell bogen sie um verschiedene Ecken und waren bald an ihrem Hause angelangt.

Es lag in einer engen, unsauberen Gasse.

Sebastian ließ das Mädchen vorausgehen und folgte.

Sie mußten an dem Flurschrank einer Wirtschaft vorbei, die sich zu ebener Erde im Haus befand.

Dahinter lag die schmutzige, öde, gewundene Treppe, notdürftig von einer Tranfunsel bis in den ersten Stock erleuchtet. Dann fing eine pechschwarze Finsternis an, die nach altem Sauerkraut roch.

Fräulein Meta schlüpfte voraus und zog Sebastian, besorgt, er könne sich stoßen, an zwei Fingern mit nach oben.

„Gwsch! Gwsch!" Eine unsichtbare Katze flitschte zwischen seinen Beinen durch.

Endlich blieb sie im Finstern stehen.

Fräulein Meta zog Wachszündhölzer aus der Tasche und machte Licht.

Eine graue, schmutzige Tür versperrte den Weg.

Klappernd brachte das Mädchen ein paar lange Schlüssel aus den Kleidern.

Sebastian tat ungeduldig, nahm ihm die Dinger aus der Hand und sperrte auf. Gleich der erste Schlüssel, den er probierte, paßte. Sebastian liebte solche Omina. Ich werde mein Fell heil aus dieser merkwürdigen Geschichte davonbringen, dachte er.

Seine Rolle fiel ihm wieder ein, nun mußte weiter-

gespielt werden, so sehr er dieses eingebildete Abenteuer verwünschte.

„Los! Licht machen!"

Sie tat es.

Sebastian war erstaunt, wie einfach sich das ganze Experiment anließ. Dies also war die Art, mit Hexen umzugehen.

Eine magere Petroleumlampe verbreitete einen grämlichen Schimmer.

Was nun? Sebastian brauchte Zeit zur Überlegung.

„Ich wünsche, daß du mir Bier holst, meine Liebe," machte er etwas von oben herab. Zog seinen Rock aus und hing ihn über einen Stuhl.

Sie guckte ihm einen Moment scharf ins Gesicht. Besah ihn genau. Er gefiel ihr. Und ob er ihr gefiel.

Sie ging.

Sebastian sah sich in der geräumigen Stube um. Die Wände waren nicht tapeziert, nur grau getüncht.

In der Ecke am Fenster stand ein großes Bett, das in seiner Ausstattung mit einer armseligen Wichtigkeit behandelt war. Über dem Kopfende hing ein Öldruck, auf dem einige vorgebliche Schönheiten ein Bad nahmen —

Auf dem Nachttischchen ein Pack grüner, dünner

Hefte: „Der Scharfrichter von Magdeburg oder Die Geheimnisse der eisernen Jungfrau".

An der anderen Wand ein Kanapee, davor ein Tisch mit einer übelriechenden Decke. Das roch alles nach Abzahlungsgeschäft, nach Seife, nach einem aufdringlichen billigen Parfüm.

Der Waschtisch am meisten, auf dem eine Menge kurioser Flaschen Spalier standen. Mit dicken, blauen Buchstaben war auf das steife Überhandtuch gestickt: „Sich regen, bringt Segen." Sebastian konnte ein herzliches Lachen nicht unterdrücken.

Gab es sonst nichts zu entdecken?

Ein häßlicher Kleiderschrank mit schauerlich bronzierten Gipsfiguren auf seinem Bord, und eine alte Kommode, auf die seltsamerweise ein Damenrad gestellt war, vervollständigten die Einrichtung.

Überall hingen, mit giftgrünen Papierschneeballen garniert, kleine blinde Blechphotographien an der Wand.

Ein Soldat mit gewichstem Scheitel, die Achselklappen zinnoberrot angemalt.

Vier Ehepaare — alle hielten sich krampfhaft an der Hand und stützten sich auf kleine, runde Tische; dumme, entsetzlich öde Gesichter.

Zwei Mädchen in weißen Kleidern, mit Füßen wie Kanoniere, fürchterliche Wachskerzen in Händen haltend.

Sebastian hatte genug. Diese Scheußlichkeiten verstimmten ihn. Er setzte sich.

„Bum" — Fräulein Meta stieß die Tür auf, zwei große Bierkrüge in der Rechten.

Sie stellte das Bier auf den Tisch.

Sebastian blieb unbeweglich sitzen. Starrte sie gedankenlos an.

Plötzlich kam sie herbei, kniete vor ihm nieder und küßte ihm die Hand.

Überrascht blickte er auf.

Er wußte nicht, was das bedeuten sollte.

„Mach, daß du aufstehst!" sagte er unwirsch.

Beleidigt gehorchte Fräulein Meta.

„Ich wünsche in Ruhe gelassen zu werden, meine Liebe," machte er kühl und stand auf.

„Man ist nicht in der Laune, verstehst du!"

Sie wollte zärtlich werden.

Er wehrte ab und wies nach dem Sofa.

„Wir wollen erst essen."

Das Bier war wirklich frisch.

Sebastian brachte, aufs angenehmste überrascht, ein paar Schinkensemmeln, die er noch vom Morgen in der Tasche hatte, zum Vorschein. So ließ man es sich schmecken. Sebastian hatte Hunger bekommen von dem langen Herumbummeln.

„Also bitte, leg los! Erzähl mir was!"

Und sie erzählte ihm die Geschichte ihrer Jugend.

Sebastian war ziemlich enttäuscht.

Fräulein Metas Schicksal war mit wenigen Worten zu sagen. Die alte, sentimentale Farce von Putzsucht und Faulheit.

Als tragische Person agierte gegenwärtig ein junger Mann, der den nicht ungewöhnlichen Namen Hugo führte.

Seines Zeichens war dieser Hugo Schlossergeselle. Wenigstens hatte er versucht, der Polizei das weis zu machen, die es nicht korrekt fand, daß Hugo von dem Verdienst der kleinen Meta ein sorgenfreies Leben führte.

Augenblicklich wohnte der junge Mann in der Polizei. Wie es schien, war auch seine Festnahme unter wenig wünschenswerten Umständen vor sich gegangen.

„Daß der Staat da nicht mit sich scherzen lasse," meinte Sebastian, „und Herr Hugo vor so und so viel Wochen kaum wiederkommen werde."

Meta machte sich Luft über den rohen Menschen, der offenbar keinen Spaß zu verstehen schien, wenn der Geschäftsgang unbefriedigend war.

„Jesus, Maria, und wenn er dann wieder rauskommt!" Sie hielt den Moment für sehr geeignet, sich aufs heftigste zu beweinen, und sank heulend an Sebastians Brust.

„Um Gottes willen" — — — er schob sie sanft beiseite.

Sie putzte sich die Nase und machte ein trübsinniges Gesicht.

„Lauf doch davon, dummes Ding! Du bist doch nicht angebunden!"

Ihre Züge hellten sich auf.

Ja! Davonlaufen! — — — Wie man auf so eine Idee kommen kann! — — — Ne — Wie jemand überhaupt auf eine Idee kommen kann!

Und sie war Feuer und Flamme für das Davonlaufen.

Einen Moment.

Aber ein Blick auf ihren Kleiderschrank und das Fahrrad genügte, um ihren Entschluß gleich wieder umzuwerfen. Das Vorhandensein so umfangreicher Möbelstücke raubte ihr alle Hoffnungen.

„Es geht doch nicht — — —"

Sebastian wurde grob.

„Nun will ich Ihnen einmal etwas sagen, verehrte Dame: Also fürs erste.

Ich bin nicht der, für den Sie mich zu halten geruhen, und für den ich mich ausgegeben. Mein Name ist Berger, ich bin Student. Studiosus der Philosophie. Flugtechniker gewissermaßen.

Deshalb werde ich Sie jetzt mit einer Wupptizität

von 0,5 aus den Klauen dieses Herrn von H. entführen! verstandez-vous!

Aus dem Dreck sollen Sie wenigstens heraus!

Bessern brauchen Sie sich nicht. Das kann niemand. Sie haben jedenfalls keine Kraft dazu. Sie können sich höchstens vom Zufall ein bißchen Glück erbetteln."

Fräulein Meta saß wie hypnotisiert da.

„Es ist jetzt zehn Uhr. In zwei Stunden geht der Schnellzug nach München. Sie werden also alles zusammenpacken und mit nach München reisen. Vor polizeilicher Belästigung und vor irgendwelchen Reisespesen schützt Sie meine Begleitung.

Aber zwei Dinge bitt' ich mir aus: Keine Zärtlichkeit und kein Dankeschön. Machen Sie in München, was Sie wollen. Vielleicht gibt Ihnen der Gedanke, daß einmal ein Mensch uneigennützig und selbstlos an Ihnen gehandelt, ein wenig Freude und Kraft. Und nun marsch! Eingepackt!"

— — — — — — — — — —

Sebastian wischte sich den Ruß aus beiden Augen und schaute mit jener Verwunderung des Reisenden um sich, der die Nacht auf hartem Holz durchschlafen hat, und nun am frühesten Morgen, von Kälte geweckt, im ratternden Schnellzug erwacht.

Eben rumpelten die Wagen durch die Mauern von Ingolstadt.

Sebastian klebten die Hände von Schmutz. Nervös fuhr er sich durch die Haare; sie schmerzten.

Eine Sehnsucht nach Waschwasser ergriff ihn. Ein Unbehagen. Ein abscheuliches Unbehagen.

Und dieses impertinente Schnarchen!

Auf der anderen Bank schlief, der Länge nach ausgestreckt, Fräulein Meta, und schnarchte wie ein Holzhacker.

Die Dämmerung beleuchtete ihre geschminkten Augenbrauen.

Wer ist denn das, dachte Sebastian, und hob mißvergnügt seinen Mantel auf, mit dem sich das Mädchen die Nacht über zugedeckt hatte.

Er hing ihn nachdenklich an einen Haken.

Ja — ja — — Entschlüsse, im Dunkeln gefaßt, sehen bei Tageslicht meistens anders aus, nüchterner.

Er schalt sich einen abgeschmackten Narren, daß er sich mit diesem Fräuleinchen auf eine solche Hanswurstiade eingelassen. Verstimmt lehnte er sich zum Fenster hinaus, in den brauenden Morgen.

— — — — — — — — — —

Da tauchten sie auf, weit in der Ferne, ganz fein in den Äther gezeichnet, die Kuppeln der Frauentürme. Und plötzlich fiel Sebastian wie etwas ganz Neues ein, daß er ja selber in der lieben, guten Stadt München geboren.

In München! Z'Münka! Juhu!

Es ist doch kein Wahn mit der Heimat, dachte er, wenn einem auch allerlei Schulbücher den ersten Begriff verleiden.

Und der Zug ging ihm auf einmal viel zu langsam.

Liebliche Bilder tauchten vor ihm auf.

Er sah den grünen Tannenzweig um den knallroten Willkomm. Sah das elterliche Haus — — — und es wurde ihm warm ums Herz.

Vergnügt öffnete er die Reisetasche, suchte Kamm und Bürste und machte sich so gut es ging zurecht. Ein Strahl kölnisches Wasser erquickte ihn.

So! Nun war man wieder Mensch.

Mit einem tranigen Gesicht erwachte Meta:

Pu! — — — höchst unerfreulich.

Er sagte ihr nicht einmal Guten Morgen.

Sie brummte etwas, drehte sich auf die andere Seite und schnarchte weiter — — — — — — — —

Krachend, wie von durchgehenden Pferden gezogen, jagte der Zug über die vielen Schienenkreuzungen des Hauptbahnhofes.

Trrrr! Tsch!

Man lief dröhnend in die mächtige Glashalle ein.

Sebastian sprang auf, rüttelte das Mädchen wach.

„Adio my Darling! München! Verstehen Sie,

wir sind in München! Also frischen Mut und bleiben Sie gesund!"

Er schüttelte ihr die Hand, packte seine Siebensachen zusammen und sprang zum Wagen hinaus.

Münchner Boden spürte er unter den Füßen.

Wie neue Kraft durchströmte es ihn.

Hallo!

Er eilte nach den Droschken.

„Rosselenker, auf gen Schwabingen!"

Achtes Kapitel

in welchem Herr Sebastian einige Betrachtungen anstellt, die ihm sehr klug vorkommen.

Draußen in Schwabing, wo der Lärm der Stadt im Rauschen der Bäume verebbt, genoß Sebastian aufatmend den Sonnenfrieden der elterlichen Heimburg.

Hier sind einige Blätter aus seinem Tagebuch.

* * *

Der Teufel darf sich nicht gemein machen, indem er alle Tage erscheint. In diesen Worten ist Prinzip der Freundschaft enthalten.

Ich bin ein Jahr nicht zu Hause gewesen und nun? Alles ist „mir zu Ehren". Die Blumen, die Mayonnaisen, die Upmanns. Und alles ist gut, was ich tue. Wenn ich an meine Schulzeit denke. O je! Aber auch mir erscheint alles vollkommen, was ich zu Hause häßlich verlassen. Sogar das Brett, auf dem meine verhaßten Schulbücher stehen, guckt mich freundlich an.

* * *

Begegnung mit Herrn M., ehemaligem Ordinarius der dritten Geierklasse.

Ich frage ihn leutselig, ob er sich meiner erinnere.

Er wußte es, wie mir scheinen will, nicht mehr, daß er vor sieben Jahren die Liebenswürdigkeit hatte, mich einer Bagatelle wegen vor der ganzen Klasse einen räudigen Hund zu nennen, der die Schule verpestet.

Immer noch vertraut man seinem Jähzorn arglose Kinder an.

Er ist ein Mörder, kein Pädagoge.

Aber ich sah, daß er inzwischen eisgrau geworden: Ich habe ihm verziehen.

* * *

Noch einen Magister in der Nähe des alten Gymnasiums getroffen.

Auch ein Erzieher! Er beliebte einst, mir unter dem Hohngewieher der ganzen Streberbande die Fingernägel zu schneiden, weil er von der fixen Idee besessen war, ich wolle ihn durch „Knipsen" mit den Nägeln ärgern.

Die Prinzessin möge mich nicht mehr lieb haben, wenn ich je an so etwas gedacht habe.

Mißtrauen richtet immer Unheil an. Aber ein mißtrauischer Lehrer — der Schaden ist unberechenbar.

Témpora mútantúr et nós mutámur in illis, sagte der Herr Professor heute und skandierte den Vers nach allen Regeln der Kunst. Mit einem süßlichen Lächeln sagte er das.

Jawohl! Die Zeiten ändern sich, dachte ich mir: Heute muß ich mir meine Nägel selber schneiden.

* * *

Aus einem Kirschkern wird — ein Kirschbaum. Aus einem Menschen — was in ihn gelegt ist von Anbeginn. Ich bin neugierig, was in mich gelegt ist von Anbeginn.

* * *

Eine Dame stellte mich heute ihrer Freundin vor mit den Worten: Herr Johann Sebastian Meyer, der Sohn des Augenarztes Hofrat Meyer.

Wirklich, Fräulein? Bin ich weiter nichts als der Sohn des Herrn Hofrat?

Alberne Gans!

Ist jung sein kein Beruf? Leben keine Arbeit?

* * *

Ein Vergleich mit meinem Vater fällt zu meinen Ungunsten aus.

Er schafft Positives. Es gibt keine Zeit, wo er nicht arbeitet. Arbeit ist ihm Bedürfnis — und Glück.

* * *

„Mama."

Von mir Kind oft belächelte Schußlichkeit.

Kommt Mittag abgehetzt wie von schwerster Arbeit zu Tisch.

Resultat: Besorgung kleiner Harmlosigkeiten für das tägliche Leben.

Und doch: Geht sie nicht auf in der Sorge um ihre Umgebung?

* * *

Im Kaffeehaus mit Maler Zapf gewesen.

Ich: Denken Sie sich, mein Vater hat in seinem ganzen Leben nicht gelogen!

Er: Merkwürdige Schwäche.

Ich: Sie Zentralidiot!

* * *

Die „verwunschene Prinzessin" gesehen. Nichts erinnert mehr an das stilvolle Stubenmädchen von ehedem . . . passé.

Menschen kann man Transparenten vergleichen. Wenn die illuminierte Aufschrift etwas schadhaft geworden, dann wird man durch die Risse hindurch gewahr, daß der ganze Lichteffekt von ein paar heruntergebrannten Kerzenstümpfchen gemacht ist.

Der verwunschenen Prinzessin ist es gelungen,

neuen Talg aus einem kleinen Magistratsbeamten zu saugen, gegen den sie verheiratet ist.

Armer Mann, der du in ihren Lügen lebst wie in einer Wolke.

Mögen ihre Erpressungsversuche bei Mama erklärlich sein — ihre Schamlosigkeit werde ich nie verzeihen.

Eigentümliche Manier der Vorsehung: Dieses gewöhnliche Frauenzimmer wurde der Anlaß, daß ich meinen Vater lieben gelernt. Freilich würden die Prügelpädagogen den Kopf schütteln über einen Vater, der zum Sohne sagt: „Laß gut sein! Ich habe den Fehler gemacht!"

Ich fühlte, wie mir damals die Flegeljacke in diesem Augenblick von den Gliedern rutschte. — So viel Kraft steckt in einem verständigen Wort.

Wie ich nun sehe, war mein Vergehen das notwendigste, das es gibt. — Ein junger Bursch und ein verliebtes Ding, Tür an Tür unter einem Dach: das Problem ist so alt wie die Welt, und nie anders gelöst worden.

Gesetzt: das Kind ist wirklich von mir. So bin ich stolz, nunmehr einen städtisch besoldeten Vater für das arme Wurm zu haben.

* * *

Freut euch, daß ihr die Jugend in Pacht genommen.

Freut euch, o Großmütter Europas.

Gänsebraten und Blaukraut im Mund, haben sie mittags über ein Mädchen den Stab gebrochen, das sich zu Weihnachten von ihrem Liebhaber ein paar Ohrfeigen gewünscht hat.

„Und wenn es jemand gäbe, liebe Großmama," sage ich, „dem es eine Lust wäre, sich mit dem Brennglas Löcher in die Haut zu sengen, ich würde niemand das Recht zugestehen, diesen Menschen einen Narren zu nennen."

O ihr Götter Griechenlands! Die Gesichter hättet ihr sehen müssen.

„Wer so etwas behauptet, ist selber reif fürs Irrenhaus."

Wie sagt Spinoza:

Was ist Wahnsinn? Die Vernunft des einzelnen. Was ist Vernunft? Der Wahnsinn aller. Si non è vero — — — es ist wirklich gut erfunden. Hihihi.

* * *

Die meisten Vorzüge entdecken wir dann an uns, wenn wir bemerken, daß uns andere nicht gering schätzen ...

Ach, diese Minderwertigkeitsgefühle — von so-

genannten Lehrern und Respektspersonen in uns Unmündigen geweckt und genährt, verderben die schönsten Stunden der Jugend.

Jetzt plötzlich ist es ganz anders. Ich schäme mich für meine Edukationskünstler, die schwer an mir gesündigt haben.

* * *

Elende Feigheit von uns selber! In einem verschlossenen, kleinen Zimmer des Dachgeschosses träumt mit meinen Spielsachen und überwundenen Schulbüchern das freundliche Stehpültchen, das mir Papa geschenkt hat, als ich in die Lateinschule kam.

Das ist schrecklich lange her. Trotzdem erinnere ich mich genau daran, wie ich mit meinen dünnen Beinchen noch am Weihnachtsabend unter das Pult kroch und mit früh erwachendem historischen Sinn das Datum des denkwürdigen Tages auf die vom Schreiner ungebeizt gelassene Seite mit roter Tinte malte.

Die kindlichen Schriftzüge sind noch gut zu lesen. Aber das Vorhängeschloß aufzusperren, mit dem ich den Pultdeckel verschloß, als ich, die Absolviamütze auf dem Kopf, meine Pennälerzeit einsargte mit allen Reminiszenzen: dazu fehlt mir der Mut! Warum?

* * *

Warum? Jetzt weiß ich es. Grüfte soll man zulassen. Ich habe alles durchgeblättert und die fünffachen Siegel erbrochen.

Ich bin sehr unzufrieden mit meiner Vergangenheit. Es scheint doch eben kein allzu großes Glück für Lehrer gewesen zu sein, mich in der Klasse zu haben.

Nur einem gönn' ich's noch nachträglich von Herzen. Und ich empfinde keine Reue, ob ich gleich alles verdamme, was ich mir an Faulheit und Impertinenz geleistet. Und worüber ich Buch geführt habe im Stil von Cäsars „Gallischem Krieg".

Dieser Doctor patheticus atque patriotissimus, wie ihn meine „Annalen des siebenten mageren Jahres" nennen, war ein Gymnasiallehrer mit stolzem Gang, zwei lang ausgezogenen Bartspitzen und mit einem blonden Vollbart, der mir sogleich mißfiel, als sein Träger mit diesem Kinnschmuck ins Zimmer trat.

Vielleicht konnte er Gedanken lesen. In der ersten Stunde dachte ich: langer Eselsbart! Und da fragte er mich, wo wir stehen und warum ich nicht aufpasse. Er machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, mich nun täglich Dinge zu fragen, die ich nicht wußte.

Kunststück, wenn man droben sitzt, und nicht wiedergefragt werden kann.

Eines Morgens zog er mildere Seiten auf. Ich mußte nach der Schulzeit dableiben, und wurde plötzlich mit dem Geheimnis jenes goldenen Heftes vertraut gemacht, in welches der Eselsbart seit Wochen während des Unterrichtes mit einer Art von Verzückung hineingestarrt hatte.

Es enthielt eine gereimte Verherrlichung aller Spezialtugenden der einzelnen Regierungsbezirke, die sich, symbolisch vertreten, am Geburtstag des Landesherrn vor der dekorierten Gipsbüste zu einem Wettdeklamieren zusammenfanden.

Als Inhaber einer weittragenden Stimme sollte ich einen Genius machen, und zwar den allerlängsten.

Wie ich meinem Vater das Heft zeigte, sagte er: „der wird jetzt schnell Professor!"

Und so war es auch. Heute ist er schon Prinzenerzieher und Studienrat.

Bei dem Schulfest bin ich mit meiner weittragenden Stimme aber nicht dabei gewesen. Denn ich hatte mir leider die Bemerkungen notiert, die mein Vater und noch ein Herr über die, wie sie sagten, hanebüchen albernen Verse machten.

Und dieser Zettel war aus Versehen im Originalopus des Herrn Gymnasiallehrers liegen geblieben. Woraus mir mancher Ärger entstund ...

* * *

Eine Entdeckung: Meine Manie, alles gut zu finden, ist größtenteils nichts als der Widerschein jener glückseligen Stimmung, in die mich Schnudis tägliche Briefe versetzen.

* * *

Sie beginnt zu verblassen. Die Willkommsfreude.

Also auch: Seifenblase, dem Zerplatzen nahe. Alles fließt — alles zerfließt.

Ich will gen Salzburg fahren. Bald gen Salzburg fahren.

Neuntes Kapitel

in welchem viel gegessen, viel getrunken und noch mehr gelacht wird.

Auf Sonntag ein Uhr war eine auserlesene Gesellschaft zu Tisch gebeten, um zu Ehren des scheidenden Sebastian ein treffliches Menu zu verspeisen.

Hofrat Meyers Küche war berühmt. Berühmt und begehrt. Wegen ihrer delikaten Saucen sowohl, als auch der Reichhaltigkeit der Speisenfolge wegen. Namentlich schätzte diese Künste ein Teil der Bohème, zu welcher Sebastian und der lustige Hofrat mancherlei Beziehungen unterhielten.

Sebastian, der sich daran gewöhnen wollte, seinen Ehrgeiz in einer möglichst objektiven Betrachtung der Erscheinungen dieser Welt zu finden, hielt sich erwartungsvoll in dem kleinen, mit Geweihen und Waffen gemütlich ausstaffierten Vestibül auf.

Festlich dufteten die vier kugelförmig gestutzten Lorbeerbäume durch den kühlen Raum, die auf Sebastians Wunsch aus dem Garten hierher geschafft waren.

Da raschelte etwas.

„Pst! Pst! Herr Sebastian!"

Ein gepuderter Kopf guckte um die Ecke.

„Na, Rosa? Pardon, Philine — — — Fräulein Philine heute, kommen Sie nur!"

Kichernd schob sich das Stubenmädchen hinter der Säule hervor. Es war ein hübsches, blondes Ding. Das Rokokokostüm stand ihr ausgezeichnet.

Sebastian nahm sie bei der Hand.

„Stehe sie stille, demoiselle!..... Drehe sie sich langsam um die eigene Achse, damit man sehen kann, ob sie sich mit der nötigen courtoisen accuratesse angezogen hat."

Kokett stellte sich das Mädchen auf die hohen Hacken und drehte sich langsam um die eigene Achse.

„Gut, demoiselle," sagte Sebastian befriedigt.

„Aber keine so großen Schritte darf sie machen. Tänzeln muß sie — tänzeln. Jede Bewegung muß aus einem Menuett sein. Aus einem Menuett — versteht sie das, Jungfer? Und die Oberarme muß sie ruhig lassen, ganz ruhig an die Hüften gepreßt mit den Ellenbogen. — Aber im ganzen: Man ist zufrieden mit ihr. Sie sieht aus wie eine verworfene Kammerkatze. Man glaubt ihr die Lasterhaftigkeit."

Er gab ihr einen Klaps.

„Und nun gehen Sie zu Mama. — Ich bin neugierig, was sie zu der Maskerade sagt."

Raschelnd lief das Mädchen die gewundene Schneckenstiege hinauf.

Gleich darauf ertönte schallendes Gelächter von oben.

„Natürlich, das sieht Sebastian wieder ähnlich, das sieht Sebastian wieder ähnlich. Lieber Sohn, bin ich denn da stilvoll genug, um neben unserer ‚Zofe' als Hausfrau zu figurieren?"

„Aber gewiß doch, Mamachen! Mama, ich bitte dich nur, immer wenn ich mit den Augen zwinkere, so ein bißchen malitiös vor dich hinzulächeln. So wie du es immer tust, wenn Papa die Rede auf das Alter der Damen bringt; das genügt vollkommen — es ist äußerst dekorativ, dieses Lächeln."

„Philine!"

Die neugebackene Zofe mußte nochmals antreten.

„Hacken zusammen, Jungfer! — Und daß sie reinen Mund hält von wegen der Schuhe und Strümpfe, et cetera pp. Es ist alles aus dem Hoftheater, hat sie verstanden? Wenn jemand fragen sollte."

„Hier — was ist denn — so — nun stimmt's. Stillgestanden! Links um kehrt! Durch die Mitte ab!"

Die Standuhr schlug eins.

Gleich darauf klingelte es an der Haustür.

Das ist Bedler, dachte Sebastian und ging, um selber zu öffnen. Wenn's zum Schmaus geht, da ist dir das Rezensentlein pünktlich, wie Herr von

Possart als Advokat Berendt in Björnsons „Fallissement".

Richtig! Ein noch junger Mann mit rötlichem Nietzschebärtchen reichte Sebastian melancholisch die Hand, streifte gelassen den Schmutz von den Schuhen.

Es goß fürchterlich.

„Na — na — Morgen, Herr Sebastian. Endlich haben Sie wieder einmal die Ehre." —

Sebastian unterbrach ihn mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Gewissermaßen ja — ich habe Sie lange nicht zu sehen gekriegt, lieber Doktor, aber das macht nichts — Sie gewinnen ungemein, wenn man Sie längere Zeit nicht sieht."

Er half ihm freundschaftlich aus seinem gelblichen Havelock, den er Sommer und Winter zu tragen pflegte.

Und unter Lachen schritten sie rechter Hand in das Rauchzimmer.

Bedler hatte den Vortritt.

Herr Bedler, der allwöchentlich im „Magazin" dem Publikum seine oft verblüffenden Ansichten über Musik mitteilte.

Sebastian liebte ihn.

Einmal wegen seines kompakten Selbstbewußtseins, das kein noch so mißratener Witz erschüttern konnte.

Und dann wegen seiner Kenntnis hebräischer Redewendungen, die unerschöpflich war.

Wie man wissen wollte, hatte Bedler diese Wissenschaft von seinen Vätern ererbt, die in Galizien dem Handel mit unterschiedlichen Gegenständen obgelegen waren.

Man nahm in den bequemen Ledersesseln Platz und steckte die Zigaretten in Brand.

Bedler hub an, von dem tiefen Eindruck zu erzählen, den sein letzter Aufsatz auf ihn selber gemacht habe.

„Überhaupt sollten Sie Ihre Essays sammeln, Doktor," warf Sebastian ein.

„Tja."

„Lassen mich ausreden, Euer Gnaden, lassen mich ausreden; ich meine, gutes Papier müssen Sie natürlich nehmen, Bütten womöglich, und Meister Olaf bewegen, ein Titelblatt zu zeichnen. Dann würde das Buch immerhin einen gewissen Wert bekommen."

„Lieber Freund, lieber Freund," sagte Bedler gemütlich, und es klang beinahe wie lieber Fraind, „Sie müssen sich abgewöhnen, mir Exes geben zu wollen."

Leutselig legte er ihm die Rezensentenhand auf die Schulter. „Damit bin ich hinreichend versehen, lieber Fraind."

„Prachtvoll! Mensch, prachtvoll," rief Sebastian enthusiasmiert. „Wo in aller Welt haben Sie denn

dieses troglodytische Wort wieder her — — — was heißt denn das Etz — Etz — Ezes?"

Und nun stellte sich heraus, daß Ezes im Deutschen Ratschläge sind.

Es klopfte.

Ein bleicher langer Engländer trat ein.

Sebastian stellte vor.

„Herr Doktor Ezes — Pardon Bedler — Kunstmaler Theo Reiser."

„Tag, Metschers!" sagte der und reichte beiden die Knochenhand.

„Sie kommen gelegen, Mister Reiser. Ich habe wieder etwas Hübsches für Sie entdeckt. Sie müssen wissen, Doktor, der Mister trainiert die Naturwissenschaften eifriger noch als die Malerei. Er hat den Medizinmännern ewige Fehde geschworen und kuriert die Menschheit mit nächstem aus dem Augenbefund.

Also ein neues, hochinteressantes Buch, Mister, antiquarisch hab' ich es gefunden: ‚Die Diagnose aus dem Nabel' heißt es. Was meinen Sie dazu? — Die Diagnose aus dem Bauchnabel."

„Höhöhö!"

Reiser ließ ein pöbelhaftes Gelächter erschallen. Dieses Lachen, das, wenn er es hörte, ihm selber so komisch vorkam, daß er herzlich darüber lachen mußte. Er schlug sich mit der Knochenhand auf die Rippenweste, daß es knackte.

„Famous! Famous!"

Und alle lachten sie wie besessen.

„Aus dem Nabel — die Diagnose — aus dem Nabel!"

„Nabel!"

„A, do legst di nieda!" schrie eine sonore Stimme dazwischen.

„Servas mit Linsʼn, meine Herrn!"

Ein kugelrundes, feudal schmunzelndes Kerlchen schob sich über die Schwelle.

„Willkommen, heilige Type!" rief ihm Sebastian entgegen.

Er konnte sich's nicht versagen, auch weiterhin die Rolle eines Schaubudenbesitzers zu spielen, der seine Raubtiere erklärt.

„Dies also, Mister Reiser, der Herr Hofsolorepititor Schneck. Das Bayerischste, wo augenblicklich in der Musik zu haben ist, meine Herrn."

Bedler unterbrach ihn: „Ein süßes Goscherl, der Herr Sebastian, o mei, o mei, aber was läßt sich ein anständiger Mensch nicht alles für ein gutes Mittagessen erzählen. Heute spricht man noch dazu von frischem Hummer und Pim-Pam-Pommery."

Und die vier Manderln vollführten einen Radau, als wären ihrer zehnmal soviel, und des Lachens war kein Ende.

Eine angeborene Liebenswürdigkeit, ihnen allen gemeinsam, gab ihren Worten eine Ungezwungenheit, die nie verletzen konnte. Das war es auch, was dem Hofrat diese Menschen lieb machte.

Doktor Bedler zog ostentativ die Uhr. Ließ den Deckel aufspringen und zupfte an seinem Nietzschebärtchen. Die Augen traten ihm ein wenig aus dem Kopf.

Sebastian fand im stillen, daß man in solchen Momenten, wenn man nur mäßig geschickt war, diese Augen mit der Knopfgabel putzen oder mit der flachen Hand würde wegschlagen können.

„Meine Herrn!" hub Bedler an und hielt wie ein Souverän die Uhr in der vorgestreckten Rechten. „Meine Herren, wissen Sie, daß es bereits eins ist? Daß es schon stark auf halb zwei geht? Ich schlage vor, denjenigen Teil des Menus, den man uns zwischen eins und halb zwei widerrechtlich vorenthalten, auf der Stelle nachservieren zu lassen. Ich protestiere im Namen der deutschen Kunst gegen eine noch längere Verzögerung der Ouvertüre. — Herr Sebastian! Eine schriftliche Einladung zu einem Mittagessen ist ein Gesellschaftsvertrag, wobei die Kontrahenten — — — —"

„Hähähä! Kontrahenten" — — — meckerte jemand.

Cand. jur. Hammerling war unbemerkt eingetreten.

Alles drehte sich nach ihm um.

Er war bleich und rasiert. Eine Wotanslocke fiel auf seine feine, weiße Stirn.

Er legte zwei Finger an seine Nase.

„Hähähä!" näselte er.

„Ganz prächtig! Kontrahenten, Paragraph 705. Durch Gesellschaftsvertrag verpflichten sich die Gesellschafter gegenseitig, die Erreichung eines gemeinsamen Zweckes in der durch den Vertrag bestimmten Weise zu fördern. Sind vertretbare oder verbrauchbare Sachen beizutragen, so ist im Zweifel anzunehmen, daß sie gemeinschaftliches Eigentum der Gesellschafter werden sollen.

Übrigens gewährt Paragraph 708 dem Hofrat als säumigem Gastwirt einen vortrefflichen Schutz. Da heißt es nämlich: Ein Gesellschafter hat bei der Erfüllung der ihm obliegenden Verpflichtungen nur für diejenige Sorgfalt einzustehen, welche er in eigenen Angelegenheiten anzuwenden pflegt."

„Wunderbar!" machte Sebastian.

„Um so wunderbarer," erklärte er dem Mister, „weil Herr Hammerling eigentlich gar kein Jurist ist, sondern akustischer Vertreter einer Weltfirma.

Er vertritt Richard Wagner. Am Klavier ver-

tritt er diesen Herrn. Sie werden heute noch staunen, Mister."

„Ouh? Wie?"

„Wenn ich sage vertreten, so ist das natürlich nicht wörtlich zu nehmen; Hammerling ist sogar äußerst bescheiden im Gebrauch der Pedale.

Ein lieber Mensch, sag' ich Ihnen. Ein Genie vielleicht. Mein einziger Freund vielleicht. Langsam ringt er sich durch. Possarts Rekord im Handschuhausziehen vor versammeltem Publikum hat er bereits geschlagen. Er brauchte neulich siebzehn Sekunden länger.

Alle schätzen ihn, aber nicht alle werden ihm gerecht. Die Juristen sagen, schade, daß er kein Musiker geworden, und die Musiker bedauern, daß er nicht Jura studiert. So ist nun die Welt einmal.

Aber — kommen Sie — ich glaube, es geht los."

Im Vestibül klingelte es, als wäre das Christkindchen gekommen.

Sebastian eilte nach dem Rauchtisch. Nahm den dicken Schlegel und schlug dreimal auf den mächtigen chinesischen Gong.

Dröhnend fuhren die tiefen Glockentöne zwischen die Schwatzenden.

„Achtung! Still—gestanden! Präääsentiert daaas Gew'hrr!"

Alles sah erwartungsvoll nach der Tür.

Sie ging auf. Der Hofrat mit seiner Frau am Arm wurde sichtbar. Seine Stirn war merkwürdig hoch und weiß.

Lärmend begrüßte man sich mit der Herzlichkeit guter, alter Freunde.

Und die Rätin, die schon hoch in den Vierzig war, entschuldigte sich wegen der unliebsamen Verspätung mit der Laune und Lebendigkeit einer Zwanzigjährigen und sprang mitten hinein in die allgemeine Fröhlichkeit.

Nun gab's eine kleine Sensation.

Rosa, die Rokokozofe, oder wie sie heute auf Sebastians Anordnung hieß, demoiselle Philine, erschien im Türrahmen. Etwas rot zwar und verlegen wegen der Kostümage und des kurzen Rockes, aber tapfer allen neugierigen Blicken standhaltend.

„Gnädige Frau, es ist angerichtet," sagte sie, und ihre Stimme wackelte ein bißchen.

Sogleich ordnete sich der Zug und setzte sich unter Vorantritt des galanten Hammerling, der als fungierender Zeremonienmeister die Hausfrau führte, in Bewegung. Marschierte gemessen durch das Vestibül nach einem wohlig kühlen, getäfelten Raum, wo mit vieler Pracht eine blumengeschmückte Tafel aufgebaut war.

Ein festlicher Hauch wehte einem entgegen.

Sebastian konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Einen Seufzer über die Nüchternheit moderner Gewänder, die so wenig Festliches haben. Hätte er hier zu befehlen gehabt, Eskarpins und eine mindestens aprikosenfarbene Weste wäre, wie er Bedlern erklärte, die notdürftigste Legitimation gewesen, um hier einzutreten.

Er mußte an die Prinzessin und die Nacht in Venedig denken. Zum erstenmal fühlte er die bohrenden Schmerzen der Sehnsucht.

Wie man nun saß, zeigte es sich, daß ein Stuhl leer geblieben war, und ein allgemeines Bedauern über Nicolo Rau's, des lieben Mimen Fehlen gab sich kund.

Aber noch zur rechten Zeit, wie schon die ziegelrote Krebssuppe duftend in die Teller floß, erschien der Meister.

Sonderbar. Mit Ausnahme Schnecks, dessen Wangen wie zwei rote Äpfel glänzten, waren diese jungen Männer alle etwas abgeblaßt.

Auch Nicolo Rau war bleich, bartlos und hager.

Aber es kleidete ihn gut. Er sah aus wie ein Beduine. Seine Augen waren wie Kohlen und hatten einen seltsamen Glanz. Er mochte fünfunddreißig sein.

Etwas nervös schien er heute. Die Probe mochte wohl wieder ungebührlich lange gedauert haben.

„Die blonde Maud hat ihn wieder nicht fortgelassen," raunte Bedler Sebastian zu.

„Ja, und die dicke Sorani."

Es ging in der Tat die Sage, Nicolo Rau mache infolge einer eigentümlichen Konstruktion seiner Psyche ein ungewöhnliches Glück bei den Damen.

Wie immer nahm er auch heute seinen Ehrensitz links von der Hausfrau ein. Wenn er aufgeräumt war, lenkte er von hier aus an den Zügeln seines funkelnden Witzes die ganze Unterhaltung.

Sebastian, zuweilen etwas eifersüchtig auf diese Hegemonie, ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mit seiner Zunge nach dem Meister zu stechen. Dann bombardierten sie sich mit Paradoxen, daß die Luft wie von Knallgas geschwängert erschien, und der Hofrat, um eine Explosion zu verhindern, bisweilen ein wenig einlenken mußte:

„Mama, die Herrschaften haben nichts mehr auf dem Teller," hieß es dann gewöhnlich.

Und mit verlockenden Worten wurden die Schüsseln von neuem ausgeboten.

Als ob das nötig gewesen wäre.

Man erwies der Hausfrau freiwillig alle Ehren, wie ein gesunder, zehnfingeriger Gast mit guten Zähnen sie erweisen kann.

Immer wenn ein neuer Gang aufgetragen wurde,

und das ereignete sich nicht selten — verstummte das Gespräch.

Der Hofrat hatte für dieses Phänomen eine sehr triftige Erklärung: Wenn der Vogel beim Fraß ist, singt er nicht.

Gewiß — das gehörte auch zu den Annehmlichkeiten der Schwabinger Tafelrunde, daß man nicht zurückhalten brauchte mit der Freude über die Realität der gebotenen Genüsse. Es gab keine Heuchelei wie bei anderen Festessen, wo jeder tut, als sei er nur geistreicher Dialoge wegen erschienen. Gleich Sebastian faßte die ganze Korona das Verspeisen guter Dinge als eine Freude an sich auf.

Doktor Bedler, neuerdings begeistert durch eine Platte getrüffelter Kalbsmilchner, erhob seine Rede in den Feuilletonstil, und erklärte zum dritten Male jede andere Auffassung eines anständigen Mittagessens für eine Perversität.

Wie fleißige Schöpfmühlen klapperten die Messer, klapperten die Gabeln.

Nur Schneck und Hammerling ließen augenblicklich die Bestecke ruhen und machten eine Kunstpause. Schweigend saßen sie nebeneinander und starrten vor sich hin.

Es war eine kleine Bosheit Sebastians, daß just die beiden Musici nebeneinander sitzen mußten.

Sebastian wußte, daß sie immer aneinander ge-

rieten, wenn man sie ohne Aufsicht ließ. Ihre Ideale waren zu verschieden. Denn während der gemütvolle Schneck, basierend auf einer gewissenhaften, theoretischen Ausbildung (von Hammerling Bonzenweisheit genannt), Rheinbergers Pfade wandelte, pochte der fanatische Hammerling auf die Intuition seiner klingenden Wagnermuse.

Zwei so verschieden geartete Talente, und wenn sie noch so liebenswürdig oder unliebenswürdig sind, finden natürlich niemals einen Fußbreit Boden, auf dem sie nebeneinander Platz haben, sondern wie böse Buben in der Badeanstalt werfen sie sich gegenseitig abwechselnd ins Wasser.

Behaglich ließ Sebastian eine kandierte Himbeere auf seiner Zunge zergehen und äugte hinüber nach den beiden, die wieder mit frischen Argumenten aufeinander loszuhacken begannen.

Bald wurde das Interesse ein allgemeineres.

Man ergriff Partei für und wider; die Meinungen teilten sich in zwei Lager und laut tobte der Kampf. Hie Rheinberger — hie Wagner!

Lange wogte die Redeschlacht und hielt die Gemüter in Spannung.

Hihihi. Ich glaube, es gibt so unterschiedliche Kreaturen, dachte Sebastian, die da oftermalen im Trüben fischen, wenn es sich gerade machen läßt.

„Philine!"

Sie kam mit dem Käseteller vorüber.

„Pst, Philine!"

Sie reichte ihm die Platte.

Er guckte ihr auf die Füße.

Hihihi, stimmt auffallend!

„Demoiselle, ersuche sie doch den Herrn Nicolo Rau, ihr der Symmetrie halber auch die andere Schuhschnalle abzutreten."

Das Mädchen wurde krebsrot.

„Nichts für ungut, Jungfer! Vorderhand sitzen sie ja noch beide dran. Ich meine bloß — — — übrigens — — — gönn' ich auch mal einem anderen was."

Aber ärgern tat es ihn doch.

Wie dieser Schlemmer dasitzt da drüben! Wie lyrisch er in sein Käsebrötchen hineinbeißt! Mit der unschuldigsten Miene von der Welt, als hätte er in seinem Leben keine Absätze auf anderer Leute Füßchen tanzen lassen.

Warte, du schwefelgelber Pharisäer!

Sebastian verschwand unbemerkt ins Nebenzimmer. Nahm ein Blatt Papier vom Schreibtisch und schrieb mit Schriftzügen, wie er sie der Jungfer Zofe ungefähr zutraute, ein paar Zeilen. Er steckte den Zettel ein und kam zurück.

Mit einigen Worten instruierte er Bedlern.

Als Philine wieder vorbeikam, nahm der Doktor sie beiseite.

„Bitte, geben Sie Herrn Rau diesen Zettel. Nicht sagen, von wem er ist. Schmuggeln Sie ihn unauffällig in seine Hände."

Philine getraute sich nicht recht. Sie witterte Unheil.

Aber Bedler wußte so naiv zu lächeln, daß sie versprach, den Brief zu bestellen.

Die beiden Verschwörer stießen die Gläser zusammen.

„Psch! Hihi! Wissen Sie, was auf dem Wisch steht, Doktor?"

„Ne!"

„Ein uralter Witz aus dem Simplizissimus: ‚Mein Herr, wenn Sie mich lieben, so sagen Sie es, aber machen Sie mir die Strümpfe nicht schmutzig!' Mit der Jungfer Handschrift natürlich. Verstehen Sie?"

„Tableau! — Der Meister kriegt den Veitstanz, wenn er das liest. Nicolo, der verwöhnte Liebling der Frauen — und eine solche Abfuhr von einem Stubenmädchen!"

„Gucken Sie, gucken Sie. Er hat ihn. Jetzt hat er ihn. Steckt ihn in die Tasche. Knüllt ihn mechanisch zusammen: ‚Kunststück — Kleine kann nich anners!' Und dabei erzählt er der gnädigen Frau von

dem neuen Stück, das nächste Woche im Schauspielhaus durchfallen soll."

„Die Jesuiten sollen leben, Doktor! und Meister Nicolo daneben! Lang lebe Meister Nicolo."

„Lang lebe Meister Nicolo!" klang es von allen Seiten wieder.

Und der Sekt, der seit geraumer Zeit in hohen, achteckig geschliffenen Kristallstangen gereicht wurde, begann seine Schuldigkeit zu tun und ließ den Gischt fröhlicher Ausgelassenheit hoch aufspritzen.

Die Rätin verjüngte sich zusehends.

„Gnädige Frau," rief Nicolo Rau, „wenn das so weitergeht, dann müssen wir Ihnen um sechs den Soxhlet reichen."

„O ja, warum nicht? Wenn Ihnen das Vergnügen macht, will ich mich dem Gemeindewohl opfern und Milch kneipen."

„Ja, ja," schrie der Hausherr und legte seiner Frau zärtlich den Arm um die Hüfte, „meine Frau ist eine Seele von einem Weibe. Sie bringt jedes Opfer — der reinste Opferstock!"

Ein Pelotongelächter folgte dieser Bemerkung.

Nun konnte Bedler sein Temperament nicht länger halten, er sprang auf und fing an, eine Rede zu reden.

Auf den Wirt und die Wirtin, den Sekt und Philine —

„Und endlich ist es billig," schloß er, „daß uns Freund Hammerling mindestens ein und ein halbes Mal den Walkürenritt vorreitet.

Wenn ich auch unlängst, im Anschluß an Hammerlings Konzert, in einem meiner fulminanten Artikel auf das Überflüssige und Unkünstlerische solcher Wagnerevolutionen am Klavier hingewiesen — meine Herren, ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich von einer hier im Saale herrschenden äußerst wohlwollenden Stimmung spreche.

Unser Freund möge also unbesorgt loslegen."

Hammerling fuhr in die Höhe und blieb mit einer tragischen Geste stehen. Er ballte seine Serviette zu einem Wurfgeschoß zusammen. Dräuend hing die große Locke in seine Stirne.

Wie zwei Kampfhähne sahen sich Hammerling und sein Rezensent an.

Zwar tat Hammerling enorm belustigt. Der böse Schneck bemerkte aber doch sein süß-saures Lächeln und zwickte ihn heimtückisch in den Schenkel.

Die Situation wurde immer brenzliger.

Aber da kam die Hausfrau mit komischer Grandezza herbeigelaufen und streckte schützend ihren Arm aus.

Mit unnachahmlichem Pathos nahm Hammerling, der immer noch auf den strafenden Blitz des Himmels zu warten schien, die dargebotene Rechte an,

warf den Kopf zurück und setzte sich unter allgemeinem Beifallsgetöse nach dem Flügel in Bewegung, der am anderen Ufer des Vestibüls im Musikzimmer stand.

Lärmend folgte der Schwarm der Gäste hinterdrein.

Nur Nicolo Rau blieb sitzen und Sebastian, der sich eine dicke, lange Zigarre ansteckte, sich behaglich im Sessel zurücklehnte und wie ermüdet die Augen schloß.

Er blinzelte nach dem Meister hinüber.

Der war äußerst beschäftigt. Mit tiefem Ernst ordnete er an seiner Brieftasche.

Sebastian wartete geduldig, eine verworfene Freude im Busen.

Endlich — aha — nun hatte Nicolo den Zettel mit der Liebesbotschaft. Er tat noch um eine Nuance geschäftlicher. Legte ihn auseinander. Sah einen Augenblick hinein. Und faltete ihn wieder zusammen.

Er verzog keine Miene. Aber etwas nervös, wie es Sebastian scheinen wollte, steckte er die Brieftasche wieder ein. Gelassen griff er nach einem Weinglas, goß Kognak hinein und trank ihn aus, als müsse er etwas hinunterspülen.

Zum Küssen, dachte Sebastian, setzte sich wieder aufrecht und fing zu reden an.

„Na, Meister, wie befinden Sie sich? — Eigentlich sollte ich Ihnen gram sein. Sie tun einem niemals die Gönnung an, ein anerkennendes Wort zu äußern. Wenn ich Ihnen aber verrate, daß das gesamte heutige Festarrangement von mir stammt, dann werden Sie mir Ihre aufrichtige Bewunderung doch kaum versagen können."

Nicolo gab keine Antwort.

„Natürlich ist auch die Rokokozofe meine Idee gewesen. Was wollen Sie? Das Kind ist allerliebst, und man hat seine Freude dran."

Rau stand auf.

„Ohne Ihnen nahetreten zu wollen, mein lieber Sebastian. Das Kostüm ist hübsch. Aber es ist stillos, eine so viereckige Person auf Hackenschuhe zu setzen."

„Wirklich? Verzeihen Sie, daß ich anderer Meinung bin. Laube nennt das Bein das Motiv der Erscheinung. Und soweit es Philine betrifft — sollte es Ihnen wirklich entgangen sein, was das Mädchen für einen hübschen, vornehmen — — —" weiter kam er nicht. Rau kam plötzlich herübergesaust, dicht an ihn herum. Er sah ihm starr in die Pupillen.

Wider Willen entwischte Sebastian ein winziges Lächeln.

„Ha, Schurke! Bube!" Nicolo faßte ihn derb an den Armen.

„Da haben Sie Ihren Brief wieder, Sie — — — kleiner Schäker."

Philine huschte draußen vorüber. Man holte sie auf der Stelle herein. Befahl ihr, sich kerzengerade hinzustellen.

Rasch füllte Nicolo ein Glas, nahm Philine bei den gepuderten Haaren und goß ihr den Sekt behutsam in den Schnabel.

Und Sebastian kniete nieder und wischte ihr mit seinem rotseidenen Taschentuch die Schuhe ab.

„Bleiben Sie auf den Knien, Sebastian," sagte Nicolo Rau.

„Bleiben Sie. Ich befehle es Ihnen."

„Demoiselle! Dieser junge Mann hat Sie soeben schmählich verleumdet. Er behauptet, Ihre Tugend sei ebenso groß als Ihre Schönheit.

Das können Sie unmöglich auf sich sitzen lassen. Herr Sebastian wird sich deshalb ehrenwörtlich verpflichten, Ihnen eine angemessene Sühne zu gewähren. Einverstanden?"

Sebastian nickte.

Philine sah ängstlich nach der Türe, ob auch niemand aus dem Musikzimmer herüberkomme, wo ein gigantisches Tongetümmel tobte.

„Also ich bestimme als Sühne folgendes: Herr Sebastian verpflichtet sich, an demoiselle Philine innerhalb vierundzwanzig Stunden ein Paar leuch-

tend rote, aufs üppigste verzierte Strumpfbänder von allerfeinster Seide abzuliefern. Ich halte mich ehrenamtlich dazu verpflichtet, mich von der korrekten Ausführung der dem Delinquenten zudiktierten Strafe an Ort und Stelle zu überzeugen.

Noch röter konnte Philine nicht werden. Sie zog vor, zu flüchten.

Amüsiert sahen ihr die beiden nach.

„Wer wird ein Paar runde Wangen nach ihrem Stammbaum fragen, nicht wahr?"

„Ganz richtig! Aber sagen Sie, Meister, was soll denn die Demoiselle mit zwei Paar leuchtend roten Strumpfbändern anfangen?!"

Drüben wurde die Türe geöffnet.

Das Klatschen wollte kein Ende nehmen.

Die beiden gingen hinüber und klatschten auch mit.

Erhitzt stand Hammerling vom Flügel auf und warf die Wotanslocke wie eine Klappe zurück.

Nach dem lauten Zeugnis aller Anwesenden hatte er wirklich wieder wie der liebe Gott gespielt.

Sogar Carlo Pastor behauptete das, der gefürchtete Fisch-Referent der „Tribüne", der sich vermöge seiner Intelligenz vom einfachen Postbeamten zum zwei- und dreifachen Kunstredakteur durchgekämpft, und der noch am späten Nachmittag zu der lustigen Gesellschaft gestoßen war.

Auch Bedler zollte Hammerling uneingeschränktes Lob.

„Schade, daß Wagner Sie nicht gekannt hat, mein Bester. Der würde erstaunt sein, was Sie aus seinen Sachen machen."

Argwöhnisch guckte der Angeredete Bedlern an.

„Nein, nein, Hammerling, süßer Hammerling, ganz im Ernst gesprochen — — — brillant! brillant! Und wenn Sie bei Ihrem nächsten großen Konzert die roten Wolfsschluchteffekte weglassen, ich versprech' es Ihnen bei meinem kleinen Ehrenwort, so will ich schreiben, daß Sie schneller und lauter gespielt haben als der Hofkapellmeister Fischer!"

„Herr Hammerling! Herr Hammerling!"

Mit einer etwas kläglichen Miene kam die Hausfrau aus dem offenen Nebenzimmer gegangen, wo zum Kaffee gedeckt war.

Sie hielt zwei abgebrochene Klavierhämmer in der Hand. Philine wollte sie in der Schlagsahne gefunden haben.

Niemand wußte das Phänomen zu deuten.

Einsam stand Hammerling mit verschränkten Armen inmitten des Salons. Ein grausames Lächeln befriedigter Wollust ging über sein Gesicht.

Sebastian sah es zuerst. Kreischend stürzte er auf den Freund los: „Sadist!" schrie er, „Klaviersadist",

und küßte stürmisch Hammerlings Hände, die so Gewaltiges vollbracht hatten.

Hammerling hat es nie erfahren, wer diesen Scherz vorbereitet hatte.

Man ließ den Klaviersessel nicht erkalten.

Schneck nahm nun Platz und legte los und spielte zweiundzwanzig Märsche und ebensoviele Walzer, die er für diese Stunde komponiert hatte. Es krachte und dröhnte, und alles war elektrisiert, als er seinen neuesten „Hunyadi-Janos-Galopp" aus den Tasten schüttelte.

Und bis tief in die Nacht hinein tobte die wilde Jagd durchs Haus.

Es fing bereits zu dämmern an, als der immer noch mobile Hausherr im molligen Rauchzimmer mit seinen Gästen um das türkische Taburett zusammenrückte, auf dem die dampfende Mokkamaschine summte.

Aus einem verborgenen Wandschrank brachte Sebastian eine Menge Flaschen herbei. Chartreuse, Benedictine, Bols, was die Zunge begehrte.

Man bediente sich reichlich mit jener trunkenen Einsilbigkeit, wie sie nach durchtobter Nacht in der Dämmerung über den Menschen kommt.

— — — —

Vater und Sohn blinzelten sich an. Ja es war Zeit.

Sebastian ging ins Vestibül und telephonierte nach Droschken.

— — — —

Irgendwo — — — schnarchte jemand. In der Ecke — — —

Es war Philine, die ermüdet in einem der weiten Sessel eingeschlafen war.

Sebastian bückte sich und stahl ihr behutsam ein Strumpfband.

Es war leuchtend rot und von feinster Seide.

Mit einem Kuß weckte er das Mädchen.

„Bitte — laß mich doch schlafen!"

Sie brachte kaum die Augen auf.

Er half ihr aus dem Stuhl.

„Komm! Geh schon hinauf! Ich bin gleich fertig hier unten."

Er trat wieder ins Zimmer.

Nach geraumer Zeit fuhren die Wagen vor.

Wie kostbare Pakete wurden die Gäste hineingepackt: Schneck, Carlo Pastor, der Doktor Ezes und Nicolo Rau.

Hammerling legte man quer über die anderen.

Er lallte zwar etwas von bodenloser Gemeinheit. Allein als ihn Sebastian beruhigte und ihm sagte, das wäre jetzt das Neueste und Eleganteste für die Interpreten Wagners, ließ er es geschehen.

Reiser mußte allein im vordersten Wagen sitzen, weil er nicht zu überzeugen war, daß man anständige Bürger nicht andauernd auf die Nase boxen dürfe.

Kaum daß sie aber alle untergebracht waren, erhoben sie ein heidenmäßiges Gewinsel und wollten wieder aussteigen.

Aber der Hofrat und Sebastian hielten die Türen zu. Die Kutscher trieben die Pferde an, und bald waren die klappernden Karossen mit ihren lärmenden Insassen im Dämmer der Schwabinger Landstraße verschwunden.

Zehntes Kapitel

in welchem ein Mensch mit Salzgurken handelt, der sich nicht geniert, Schopenhauer ähnlich zu sehen.

„Schiffe mich soeben wohlbehalten nach Salzburg ein. Dein Seppl."

Zwar wußte die Prinzessin schon, daß Sebastian zum Schwesterlein nach Salzburg fahren wollte, allein es war ihm doch eine wohltuende Beruhigung, knapp bevor der Zug ging noch zu telegraphieren.

So sehr hatte er sich, ohne es zu bemerken, an die Prinzessin gewöhnt, daß er sie wie eine junge Frau selbst über Kleinigkeiten auf dem laufenden hielt.

Und trotzdem empfand er keine verzehrende Sehnsucht.

Keine Bitterkeit drängte sich in diese Tage, da er gleichsam von einem Honigkelch zum anderen flog.

Aus ihren Briefen lebte er das Leben der Prinzessin mit.

Das Bewußtsein, sich jederzeit, wenn er es nur unbedingt wollte, sich ihrer Person versichern zu können, gab ihm Ruhe. — — — Die Ruhe der Himmlischen.

Zuweilen ist es auf diesem Planeten doch hottentottisch schön, dachte Sebastian. Noch ist es schön, dachte er.

Er war zu gesund, um nicht im Innersten ein Pessimist zu sein.

Aber gegenwärtig nicht, gegenwärtig war er für keinen Leichnam zu Hause.

Gelassen suchte er ein mäßig besetztes Coupé und stieg ein.

Heute langweilten ihn die Reisenden, die in dem weißen Licht der elektrischen Bogenlampen durcheinander hasteten.

Schließlich waren es ja immer dieselben Typen.

Heute hätte er Männlein und Weiblein à la Watteau gebraucht.

Der Plan eines erzählenden Gedichtes, das in der galanten Zeit spielen sollte, beschäftigte ihn. Er fühlte, daß es notwendig war, auch einmal selber etwas zu leisten und diese beschauliche, kritische Passivität aufzugeben.

Von solcher Arbeit versprach er sich manches. Er baute auf den Ernst, mit dem er alles anpackte, was ihn wirklich einmal zu interessieren begonnen.

— — — — — — — — — —

Eine junge Dame stieg noch ein. Sebastian half ihr ablegen. Und endlich kam der Zug ins Rollen. Vergnügt setzte sich Sebastian in die Ecke. Seine

arbeitsfrohe Stimmung verlangte nach keiner Unterhaltung.

Er schloß die Augen.

Schön war das.

Wie der Zug so dahinglitt und spielend die Erdenschwere überwand. Etwas Elegantes hatte diese Schnelligkeit, die immer noch zunahm.

Zu einem klingenden, schwingenden Melos ohne Ende ward sie dem Träumenden.

Die Schaffner rissen die Türen auf.

Erste Station.

Mühevoll schob sich ein silberweißer, ehrwürdiger Herr in den Wagen. Grüßte freundlich und nahm Platz.

Und die Fahrt ging weiter.

— — — — — — — — — —

Plötzlich fühlte sich Sebastian durch irgend etwas belästigt.

Er sah auf.

Wie ein Messer bohrte der alte Herr seinen Blick in eine bestimmte Stelle des Bodens.

An dieser Stelle lag ein Knopf.

Ein kleiner, runder, weißer Wäscheknopf —

Mehr und mehr schrumpfte der Greis zusammen, bis er zuletzt wie ein abscheulicher Mucker aussah.

Mit grünen Augäpfeln betrachtete er Sebastian, dann die junge Dame.

Eine peinliche, durch nichts begründete Stille trat ein und löste sich erst wieder, als der Zug in den nächsten Bahnhof einlief und der alte Herr geräuschvoll Anstalten machte, auszusteigen.

Ängstlich war er dabei bemüht, ja nirgends anzustreifen.

Er kniff die Unterlippe zwischen die Zähne und ließ merken, daß er absichtlich nicht mehr guten Abend wünschte.

Gott sei Dank! Nun war er draußen. Sebastian kam der Wagen wie gelüftet vor.

Auch die junge Dame atmete auf; lauter jedenfalls, als sie beabsichtigen mochte.

Sebastian mußte lächeln.

„Verzeihen Sie, gnädiges Fräulein," sagte er belustigt — „aber von uns ist der Knopf doch gar nicht!"

Das Fräulein wurde krebsrot, gab einen eigentümlich zirpenden Laut von sich und nestelte verlegen an dem Täschchen herum, das sie auf dem Schoße hielt.

— — — — — — — — — —

Sebastian war nun allein.

Denn das Fräulein stieg im letzten Augenblick auch aus.

Warum? Darüber konnte Sebastian nur Vermutungen anstellen. — Vielleicht erlaubte ihre Erziehung ihr nicht, noch weiterhin in einem Coupé mit

einem jungen Herrn zu reisen, von dem sie sich in den Augen des abscheulichen Alten kompromittiert wußte.

Ja, ja, es gibt wirklich noch Frauen von einem wahrhaft sublimen Zartgefühl, dachte Sebastian, und streckte behaglich seine Beine aus.

Aber die Freude an seinem Alleinsein wurde schnell zerstört.

Hastig ward die Türe geöffnet, und in großer Aufregung kletterte im letzten Augenblick jemand in den Wagen.

Es war ein schmales, schmächtiges Männchen mit einem riesigen Kopf.

— — — — — — — — — —

Irgend etwas interessierte Sebastian an dem Fremden. Mochte es sein ungewöhnlicher Hut sein, sein nervöses Gebaren oder das peinvolle Ächzen, mit dem er sich auf die Polster fallen ließ.

Der Ärmste schnappte nach Luft.

Durch ein mitfühlendes Lächeln gab Sebastian seine Teilnahme kund.

Offenbar um ihn dafür zu belohnen, legte nun der Fremde seinen Kalabreser ab.

Eine ominöse Lockenmähne wurde sichtbar.

Sebastian kannte das. Auch so ein Walkürenseppl, dachte er. Hm, wie wohl der Fremde hieß. Und

was er sein mochte? Er liebte es, Beziehungen zu suchen zwischen äußerem und innerem Menschen.

Aber vielleicht war dieser Fremde gar kein Künstler, sondern ein ganz unbescholtener Mensch?

Hatte er auf seinen physiognomischen Spaziergängen nicht die tollsten Enttäuschungen erlebt?

Da gab es beispielmäßig in Bonn einen biederen Kaffeesieder, dessen Schädel eine verblüffende Hebbel-Attrappe war.

Eine Toilettefrau in einem großen Restaurant zu Köln besaß eine Stirn wie die Sand. Dennoch hatte sie nie einen Roman gestrickt, sondern nur Strümpfe.

Da war ein Kommis, der aussah wie Ludwig XI., und ein Mensch, der sich nicht genierte, Schopenhauer ähnlich zu sehen, verkaufte Salzgurken.

Plötzlich fuhr Sebastian aus seinen Träumen auf.

Eine Bewegung des vergessenen Fremden weckte ihn.

Albenhaft kauerte der in der Ecke und hielt eine schwarze Kiste auf den Knien. Eine sonderbare schwarze Kiste. Wie besessen fuhrwerkte er mit beiden Händen darin herum.

Es knackte, knackte unheimlich.

Unwillkürlich blickte Sebastian nach der Notbremse: Sie war da.

Dem jungen Mann ist sicher nicht ganz gut, dachte er, holte sein Riechfläschchen aus der Tasche und löste den Stöpsel.

Der Fremde merkte es gar nicht. Er schien zu glauben, Sebastian komme aus Neugier herüber.

Aber bevor er einen Blick in die Kiste tun konnte, warf der Lockenmann den Deckel zu und begrüßte Sebastian mit Emphase. Eigentlich bestand dieser Gruß aus einigen musiktheoretischen Fragen.

Die Zunge des Fremden mochte wohl ein wenig lang sein.

Sebastian wischte sich gelassen den Sprühregen ab, den jedes seiner Worte begleitete. Er fragte etwas viel auf einmal.

Ob Sebastian auch ein Freund der Musik sei? Ob er auch den grandiosen Meister verehre, den einzigen, gewaltigen Leoncavallo? Ob er das Motiv denn nicht errrlich finde, welches er ihm soeben vorgespielt?

Sebastian lächelte maliziös.

Er könne sich an nichts erinnern, meinte er bescheiden. An nichts — an gar nichts.

Nervös tippte der Fremde auf seine Kiste und klappte sie auf.

Eine Tastenzeile wurde sichtbar.

Er tupfte einige an: Es klapperte ein wenig.

„Errrlich, nicht wahr?"

Sebastian bohrte mit dem Zeigefinger in den Ohren wie einer, der aus dem Bade steigt — — — aber er hörte nichts — konnte absolut nichts vernehmen.

Unbeirrt fuhr der Fremde in seinem italienisch klingenden Deutsch fort.

Er beherrschte die deutsche Sprache übrigens so vorzüglich, daß Sebastian einen Augenblick glaubte, der Fremde sei wohl made in germany, gebe sich vielleicht nur als Italiener aus, um in den gegenwärtigen Zeitläuften für einen größeren Künstler zu passieren.

Man konnte sich auch täuschen. Jedenfalls erinnerte sich Sebastian nicht, je in so kurzer Zeit so viel hervorragenden Unsinn gehört zu haben.

Von einer penetranten Ausdrucksmöglichkeit, die in diesem Motiv — „klapp—klipp—klupp" — schlummern sollte, erzählte der Maestro. Von einer achromatischen Vehemenz, deren Polyphonie grandios sein sollte. — — — Und was das Wichtigste war: Die deutschen Musikanten hätten diese elementaren Feinheiten erst alle noch von Herrn Leoncavallo zu lernen.

„Klapp—klipp—klupp!"

„Errrlich? Nicht wahr!"

Ja, wollte der ihn denn foppen? Sebastian wurde beinahe unhöflich.

„Sie mögen ein sehr bedeutender Musiker sein, mein Herr," warf er dazwischen — „aber ich muß gestehen, ich höre nicht das Geringste. Was haben Sie denn da für eine Kiste?"

„Uno clavicembalo, clavicembalo muto, signore — eine stumme Klavier!"

„Eine stumme Klavier? Aha! — Stumm — so stumm so, so. Ich verstehe. Famos. Ich muß allerdings zugeben, nie dergleichen gesehen zu haben. — Gewiß die Erfindung eines — Nervenarztes?"

„No, no, signore." Argwöhnisch sah er Sebastian an. „Es ist für den reisenden Virtuos. Um zu üben. Um zu maken der Finger — — — pieghevole, signore!"

Ungezogen klappte er den Kasten Sebastian vor der Nase zu und lachte, als hätte er einen kolossalen Witz gemacht: „Ehe—hehe—hehe! Ehe—hehe—hehe!"

Der junge Meister schien ungemütlich werden zu wollen.

„Verehrter Herr, was Sie da über Ihren Herrn Leoncavallo gesagt haben," versetzte Sebastian etwas pikiert, „so kann ich mich Ihrer Hochachtung nur mit Vorbehalt anschließen. In Dingen der Kunst ist es überhaupt zweckmäßig, etwas vorsichtig mit der Verteilung von Superlativen zu sein. Schließlich haben wir ja auch unsere großen klassischen Meister. Ich will Ihnen nur drei nennen: Beethoven — Hammerling — Wagner."

„Si, signore, Betofen, gutt — serrr gutt! Amerlin, serrr gutt! — aber Wagner — no, no, signore

— Wagner ist sehr schlecht musikalisch — ist eine musikalische Enfant terrible — eine — un acciabattone, uno guastamestiere — in Deutsch ein Stümper."

„Wie? — Uno — — — Stümpero? Wagnero uno Stümpero? Sehr interessant! Sehr interessant. Bonna seira, Sie entschuldigen doch, daß ich weiterschlafe."

Damit rutschte Sebastian in seine Ecke zurück. Er hatte sich in eine komische Wut hineingeredet.

Damischer Kerl, damischer, dachte er. Natürlich, irgend so ein Maronibrater braucht nur einmal die Ehre zu haben, für Seine Majestät eine Oper komponieren zu dürfen — gleich schnappt die ganze Nation über.

Damischer Karl! damischer!

Klappernd tupfte der andere weiter.

Eigentlich kann gegen diese Art Musikausübung kein Vernünftiger etwas einzuwenden haben, sagte sich Sebastian, nachdem er wieder etwas ruhiger geworden. Und trotz der gegenteiligen Erklärung des Fremden hielt er das Clavicembalo muto für die Erfindung eines klugen Menschenfreundes.

Mein Gott! Welch ein Segen für die Ohren der Menschheit, wenn diese Instrumente sich Bahn brächen!

Wie schön wäre es, wenn man beispielmäßig die

Knollfuß bewegen könnte, ihr Harmonium gegen einen stummen Blüthnerflügel umzutauschen.

Ob es auch stumme Posaunen gibt? fiel ihm plötzlich ein.

Stumme Fagotts? Stumme Agrarier? Stumme Bebels? Stumme Flöten und Pauken? Wenn man so alles, was unangenehme Geräusche hervorbringt, durch stumme Instrumente ersetzen könnte?

„Sa—alzburg!"

„A—alles aussteigen!"

Die Schaffner brüllten.

Wie durch Zauber sprangen die Türen auf.

— — — — — — — — — —

Sebastian wäre beim Aussteigen beinahe über seine eigenen Beine gefallen, weil er intensiv mit der Frage beschäftigt war, ob es nicht angezeigt wäre, auch stumme Schaffner in den Betrieb der Eisenbahnen einzustellen.

Elftes Kapitel

in welchem von Fürstbischöfen, schönen Sünden und anderen seltenen Dingen die Rede ist.

Sebastian an die Prinzessin.

Salzburg, den 16. August 19..

Meine süße und holdeste Prinzessin!

Ich bin also nun glücklich in der himmlischesten aller Städte gelandet.

Was macht es, wenn ich übertreibe. Gegenwärtig ist Salzburg für mich die himmlischeste Stadt.

Wärest Du eine fromme Christin und kein so stockfinsteres Heidenmädchen, so würdest Du verstehen, wenn ich sage, die Salzburger haben aber auch alles mögliche getan, um in den Himmel zu kommen.

Wäre ich der arroganteste Heilige — fürwahr — der religiöse Eifer der hiesigen Bürger, ihre Opferfreudigkeit, wie sie aus vierundzwanzig zum Teil ganz auserlesenen Kirchen spricht, dies alles, sage ich, würde mich mild stimmen, und ich würde beim lieben Gott das möglichste für diese Stadt zu erbitten wissen.

Diese regierenden Fürstbischöfe gar müssen geradezu feudale Burschen gewesen sein.

Du weißt, wenn ich jemand finde, der Geschmack hat, fiele ich ihm am liebsten vor Freude um den Hals.

Sonach sollte ich hier eigentlich in die Grüfte hinuntersteigen, wo diese Herren ausruhen von ihren schönen Sünden. Aber der Marmelstein ihrer Sarkophage dünkt mir selbst bei der gegenwärtigen Hitze zu frostig für eine Umarmung, und ich bleibe oben bei den Lebendigen.

Bei Schwester und Schwager, die draußen vor der Stadt wie Könige auf einer Berghalde wohnen.

Also wie gesagt, ich fühle meine Nerven gegenwärtig von historischen Sensationen gekitzelt. Täglich beinahe besuche ich Kirchhöfe, auf denen die merkwürdigsten Menschen begraben sind und deren Grabsteine mehr zu erzählen wissen als alle Fremdenführer. Verwunschene Gärten hab' ich entdeckt, wo man das Gruseln lernen kann, und ich bin ein naseweiser Gast zwischen den Säulen des prunkvollen fürstbischöflichen Palastes.

Gewöhnlich führe ich da auf meinen Wanderungen ein kleines, blutrot eingebundenes Büchlein mit mir, auf dessen schneeweißen Blättern ich mit roter Tinte Nachrichten von eigentümlichen Menschen sammle.

Diese Geschichten, von da und dort aus seltenen Büchern zusammengetragen, sind mir so gewissermaßen eine Instrumentation des eindringlichen Textes, den viele dieser üppigen Bauwerke deklamieren.

Stelle Dir vor:

Ich sitze auf einer steinernen Bank im Garten des Schlosses Hellbrunn, das Fürstbischof Markus Sittich einst aufgeführt hat in Prunk und Pracht.

Morgenfrieden. Die Sonne in ihrem ersten, keuschen Schimmer über den Büschen.

Feierliche Stille ringsum.

Vor mir auf den Knien liegt das rote aufgeschlagene Buch. Und ich meine jede Zeile besser zu verstehen an diesem Orte.

Da lese ich auf Seite zwölf:

„Und da war Pietro Riario, der junge Kardinal-Erzbischof von Florenz, der Sohn und Liebling Sixtus' IV., dessen Schönheit nur seine Ausschweifungen gleichkamen, der Leonora von Aragon in einem Zelte von weißer und roter Seide voll Nymphen und Zentauren empfing, und der einen Knaben vergolden ließ, daß er beim Fest als Ganymed oder Hylas bediene."

Meine Augen gleiten über die flimmernden roten Buchstaben hinweg, voll Staunen, wie sich Busch und Kies mit wallenden Gestalten füllt. Schimmernd wie Elfenbein — — — doch nein — eine böhmische Amme kommt mit ihrem stummen Säugling aus dem

Grünen gegangen, mustert meine Bank und wandelt trällernd wieder von dannen.

Ich lese weiter.

Ein origineller Kauz:

„Grifonetto Baglioni, der Astorre mit seiner Braut erschlug, und Simonetto mit seinem Pagen, und dessen Schönheit so groß war, daß, als er sterbend im gelben Hof zu Perugia lag, alle, die ihn gehaßt hatten, weinen mußten, und Atalante, die ihn verflucht hatte, ihn segnete."

Eine Seite weiter:

„Margarete von Navarra trug die einbalsamierten Herzen ihrer Männer am Gürtel."

Schnudi! NB! Daß Du mir diesen Sammelsport nicht etwa nachmachst! Heute wäre das ebenso geschmacklos wie unschicklich für ein Mädchen aus guter Familie.

Es ist überhaupt Zeit, daß wir wieder etwas bürgerlicher miteinander reden.

Im nächsten Brief.

Vorher will ich noch an tausend Küsse extra haben dafür, daß ich mit diesem Renaissancekonfekt Deinen historischen Schnuckzahn delektiert habe.

Ich bin müde — sehr müde und will schlafen gehen, sobald ich dieses Kuvert verschlossen!

Noch eins! Prinzessin, seid treu! Verschwendet mir keinen Blitz aus Euren schönen Augen an einen

Unwürdigen — sonst, bei meinem Degen, ich mache es wie Philippo von Mailand, der sein Weib erschlug und ihre Lippen mit scharlachrotem Gift bestrich, damit ihr Geliebter im Kusse den Tod von ihnen sauge. Das tue ich!

Dein Herr und Sklave

Seppl.

Sebastian an die Prinzessin.

Salzburg, den 21. August 19..

Prinzessin!

Wissen dero Gnaden vielleicht, was das Gegenteil ist von einem Mittagessen? Nun: Nicht Mittagessen!

Mögen Euer Gnaden nichts befürchten um meine Personage.

Die Tage von Bonn, wo ich diese scherzhafte Frage hinter geleerten Tee- und Sardinenbüchsen erfand, sind vorüber. Augenblicklich wenigstens. Denn ich habe zur Zeit eine Köchin, die aufs innigste mit mir verwandt ist: Ursala Krautfaß kocht für mich. Meine liebe Schwester Ursula Krautfaß.

Stelle Dir vor: Vierundzwanzig, ein fester, runder Kerl. Grübchen in den Wangen. Feiste Zöpfe, fast rot, zweimal um den Kopf geschlungen. Augen voll Licht zu jeder Stunde. Lippen wie eine Tomate. Weißleuchtende Zähne. Meinetwegen! Sag ich bin

verliebt — ganz Salzburg beneidet mich, wenn ich mit dieser Schwester durch die Straßen gehe.

Hast Du schon jemand gekannt, der Ursula Krautfaß hieß und so ein patentes Frauenzimmer war? Mein Vater, mußt Du wissen, hat diesen Namen einmal erfunden.

Damals waren wir noch klein. Jeden Tag hat mein Vater da etwas erfunden, Namen und so Geschichten — genial einfach.

So sieht also meine Wirtin aus.

Mein Schwager ist ein Menschendoktor. Vergnügt, aber mit einem düsteren schwarzen Vollbart.

„Guten Morgen," sage ich täglich, wenn ich ihn sehe. „Guten Morgen, Herr Schwager, nun, wieviel Menschen haben Sie heute schon umgebracht?"

Dann zieht er die Augenbrauen zusammen und versucht zu lächeln. Und wenn er böse werden will, sage ich:

„Nichts für ungut, Herr Schwager — es ist von Ibsen oder so jemand," und alles ist wieder gut.

Das Haus, in dem wir wohnen, ist ganz viereckig. Wie ein weißer Würfel. Zwei Stock hoch, und rund herum laufen wie Halsketten zwei schöne Galerien. Sie sind mit der Säge ausgeschnitten und bunt bemalt.

Da gefällt es mir. Wie blutige Fahnen hängen schwere Nelken über die Brüstung. Die Sonne hat

sie alle gleich lieb. Morgens gießt sie ihr Licht dahin, mittags dorthin und abends wieder wo anders. Das solltest Du sehen können. Solche Nelken hast Du noch nie zu Gesicht bekommen.

Im ersten Stock ist mein Zimmer. Ein Fenster geht nach Osten, das andere nach Norden, und es ist das kühlste Gelaß im ganzen Hause.

Wunderbar riecht es nach dem frischen Zirbelholz, mit dem die Wände vertäfelt sind, und wenn die Sonne hineinscheint, lacht einen das ganze Gemach aus vollem Halse an.

Eine weiße, kurze Bauerngardine hängt vor den Butzenscheiben. Das sind Dir allerliebste, kleine, grüne Gläser. Wie abgeschlagene Flaschenböden. Das breite Bleiband, mit dem sie eingefaßt sind, hat etwas riesig Biederes.

Die Möbel sind ungebeizt, primitiv geschnitzt und bäuerlich gemütlich.

Mein Bett ist ein Kuriosum.

Sie haben es von einem Kardinal aus der Verwandtschaft geerbt. Es ist von Ebenholz und so groß, daß man sich ein Rendezvous geben muß, wenn sich zwei darin treffen wollen.

Über dem Bett hing ein geschnitzter Christus von Anno dazumal. Des Stiles wegen hing er da. Ich habe ihn heruntergenommen. Ich mag solchen grausamen Spuk in meinem Schlafzimmer nicht haben.

Das verroht, oder noch schlimmer: Es macht stumpfsinnig.

Überall sehen wir diese gekreuzigten Menschen hängen, und die blöde Menge läuft daran vorbei und steckt sich Schnupftabak in die Nasenlöcher. Die blutrünstige Darstellung des qualvollsten Todes, der sich denken läßt, macht sie nicht im geringsten erzittern in ihrer tierischen Gedankenlosigkeit.

Nun hängt ein kleines Lieblingsbild von mir an der Stelle.

Ein junges Ding ist aus dem Bett gesprungen, lehnt an dem Fenster und schaut in den brauenden Morgen. Alles ist so heimelig — das dämmerige Bettchen, die Sonnenflecken auf Kommode und Boden. Mir ist es das liebste, was Schwind gemacht hat.

Vor meinen Fenstern geht die weite Welt an. Herrlich, ob nun die Sonnenlichter darüber liegen oder die Schatten der Nacht.

Das läßt sich nur fühlen, nicht schildern. Die echten unter den Bauernburschen können's noch am besten ausdrücken.

Weißt Du, was die tun?

Wenn's früh am Morgen ist und alles funkelt und duftet und sie gehen über die Berge, stellen sie sich hin, sperren das Maul auf, schwenken den Hut und schreien. Schreien was raus geht: „Juhuhuhu! Juhuhuhu!" Und haben keine Ahnung, wie tiefsinnig

sie damit ihren Herrgott verehren, den sie natürlich ganz wo anders suchen.

Ja mei! Früher hab' ich auch nicht alles so gewußt. Aber jetzt, jetzt springen mir jeden Tag neue Augen und Ohren auf.

Hoffentlich geht's Dir auch so. Oder bist Du so geizig mit solchen Erlebnissen.

Na, Prinzessin, überhaupts etwas weniger Sentiments und mehr die Augen aufgemacht.

Apropos! Was Du da in Deinem letzten Brief schreibst, die Sehnsucht nach mir verzehre Dich mit jedem Tag in immer beängstigenderer Weise, so muß ich mal ganz energisch mit Dir reden.

Du bist krank, Liebste! Gefährlich krank! Und ich bitte dich inständigst, nachfolgendes Rezept als einen Befehl meinerseits zu betrachten.

Wenn Du abends schlafen gehst, so fülle das Meer in Deine Waschschüssel bis zum Rand. Dann ziehst Du Dich aus und setzt Dich ein wenig in diesen kleinen Ozean.

Der selige Kneipp könnte Dir nichts Besseres anraten.

Paß auf, wie das die Sehnsucht kühlt. Wie müde Blumen schlafen Deine Nerven ein. Und behaglich streckst Du Dich in Deinem Bettchen aus. Nimmst Dein Kopfkissen in den Arm, küßt es dreimal innig und sagst: „Gute Nacht, lieber, lieber Seppl." (Oder

meinst Du, ich weiß nicht, daß Du das tust? Das tun alle kleinen verliebten Katzen. Vielleicht sogar ganz ausgewachsene Kater. Wer weiß!)

Verzeihe die Unterbrechung.

Also Ursula Krautfaß, die meine Schwester ist, waltet nach alter deutscher Sitte als züchtige Hausfrau in Küche und Keller.

Mir läuft das Wasser im Munde zusammen, wie ich mich anschicke, Dir diese Küche und Speisekammer zu beschreiben. Was es in dem Häuschen alles zu verschnabulieren gibt!

Reihenweise stehen da Büchsen und Gläser voller Gurken, Quitten, Zwetschgen und Marillen.

Dicke Würste baumeln von der Decke und Schinken, die man mit Wollust betätschelt.

Jeden Mittag gebiert diese geheimnisvolle Dämmerung eine neue Überraschung, und ich mache riesige Fortschritte in der Kunst, den besten Bissen zu erwischen.

Mein Schwager unterweist mich darin. Bislang dachte ich, Schwein sei Schwein und Gans Gans.

Oha! Fehlgeschossen, Prinzessin. Es gibt Gegenden auf dem Gänserücken, Prinzessin, wo die Natur sich selbst übertroffen hat, und alle Gedanken, die sie durch die Gans ausdrücken wollte, konzentriert. Es gibt Stellen, sage ich, zwischen den Rippen des

Schweines, wo die Zunge alle Schauer einer platonischen Leidenschaft empfindet.

Dies alles lehrt mich mein Schwager. Weniger durch Worte als vermittelst einer eindringlichen Mimik.

Ein Unikum darf ich hier nicht vergessen. Es ist die offiziell angestellte Köchin.

Sie hat den Kopf eines alten, verschmitzten Küsters und wurde von meiner Schwester gleich dem schwarzen Bett aus dem Nachlaß des Kardinals übernommen.

Selbstverständlich übertrage ich die Hochachtung, welche ich für die Fürsten der katholischen Kirche im Busen hege, auch auf ihre Köchinnen.

Und in der Tat übertreffen die Saucen dieser Person alles, was ich je in Europa geschmeckt habe.

Jedoch die Sache hat einen kleinen Haken. Für Ursula Krautfaß wenigstens.

Die domherrliche Köchin laboriert an übertriebener Bescheidenheit!

Ganz in der Stille verzehrt sie beispielmäßig die besten Happen, weil sie zu bescheiden ist, damit auf der Tafel zu prunken.

Aber so sehr auch das Schwesterlein bemüht ist, ihr diese falsche Delikatesse abzugewöhnen, ein idealer Zustand wird sich wohl nicht erreichen lassen.

Denn diese Person ist ein Charakter.

Ich würde ihr jedoch das glänzendste Zeugnis ausstellen, wenn ich dazu aufgefordert würde.

Natürlich ist es Verleumdung, wenn der Schwager behauptet, sie gebe sich nicht meinetwegen solche Mühe, sie habe gegenwärtig nur wieder ihre Wochen, wo sie es verschmähe, andere als exquisite Speisen zu sich zu nehmen.

Nach dem Essen pflege ich mich nach Osten zu verbeugen — wo die Küche liegt, und dreimal feierlich zu sprechen: „Je suis satt! Je suis satt!“

Der düstere Schwager holt nun die Kiste mit den langen, lasterhaft schönen Virginias.

Aber auch jetzt gönnt sich Ursula Krautfaß noch keine Ruhe.

Dampfend erscheinen die weiten Schalen mit dem schwarzen Kaffee.

Man schlürft ihn behaglich.

Dann zieht der Schwager seine großen Stiefel an, läßt das Pferd satteln und reitet fort, um einige Patienten totzumachen.

Nunmehro legt sich Ursula zu einem kurzen Nazerl aufs Ohr.

Ich decke sie mit einer grünseidenen Decke zu, rücke mir einen Stuhl neben die Ottomane und verscheuche mit dem Palmwedel die bösen Fliegen, die sich auf die schwesterliche Nase setzen wollen.

Noch was!

Weißt Du, wie man hier Feste feiert?

Neulich waren sie unten beisammen, drunten in der getäfelten Stube. Bauern und Halbbauern, Feine und Grobe, Alte und Junge.

Und wie die Stimmung immer höher stieg, und der Rotspon seine Wirkung tat, da standen sie alle auf, so gut es noch gehen wollte, und ließen die Hausfrau leben. Mit einem Spruch, wie ich ihn noch nicht gehört habe:

I muaß miar a, ich muaß miar a
A blaue Hos'n machen lassen a;
Blaue Hos'n sein schian,
Wenn s' naß werd'n, werd'n s' grüan.
I muaß miar a, i muaß miar a
A blaue Hos'n machen lassen a.

I muaß miar a, ich muaß miar a
A blaue Hos'n machen lassen a;
Blaue Hos'n, a larchas Hos'ntürl
Und buchane Knöpf d'ran.
Bua! Dös muaß schian sein! —
I muaß miar a, i muaß miar a
A blaue Hos'n machen lassen a.

Originell was? Servus Prinzessin!

10000 Busserln von

Deinem Seppl.

Zwölftes Kapitel

in welchem diese Geschichte einen unerwarteten Ausgang nimmt.

Sebastian sprang aus dem Bett und stellte den rasselnden Wecker ab.

Er rieb sich die Augen. Machte das Fenster auf.

Herrlich! Wie ein Strom drang der erquickende Morgen herein.

Hinter den Konturen der Berge sprühte das Licht empor. Die Bäume schüttelten den Schlaf aus den Blättern.

Unten im Hof begann das Hühnervolk zu gackern.

„Wachet auf, wachet auf!" rief Sebastian vor Vergnügen zum Fenster hinaus. „Es nahet gen den Tag."

Dann fuhr er in seine Krachlederne.

Famose Bekleidung. Von außen war das Gamsleder schwarz und verwittert wie ein verräucherter Kesselboden. Aber innen sammetweich und schmiegsam wie eine Frauenhand.

Mit einer Eile, die ihm selber Freude machte, wusch er sich und zog sich vollends an.

Im Haus war's noch mäuschenstill. Auf den Strümpfen, um niemand zu wecken, schlich er nach der Küche und trat in die Vorratskammer.

Da stand die kühle Milch, in tiefen Schüsseln, appetitlich wie weißer Bernstein. Eine trank er halb aus, wischte sich den Schnabel und nahm Stock und Rucksack.

„Liebe Urschel, heunt eß ich in den Bergen," schrieb er mit Rotstift auf die blankgescheuerte Anrichte.

Dann trat er hinaus in den Sprühregen des wachsenden Tages.

— — — — — — — — — —

In der Dämmerung kam er wieder. Mit jener Müdigkeit in den Knochen, welche die köstlichste ist. Er war müd vom Wandern und Schauen.

Ursula gab ihm einen Kuß, nahm ihn bei der Hand und schleppte ihn wieder vor die Türe, wo sie ihm mit einem rauhen Besen den Staub von den Stiefeln kehrte.

Ob kein Brief für ihn da sei, fragte er. Nicht? Das verstimmte ihn.

Was war denn mit der Prinzessin los? Seit fünf Tagen keine Zeile. Ob sie gekränkt war wegen der Kaltwasserkur, die er ihr anempfohlen? Hm? Ach was Schnickschnack. Aber beunruhigt war er doch.

Er nahm sein Manuskript aus der Tasche und legte es vor sich auf den Tisch.

Erst einen Enzian!

Dann spitzte er den Bleistift; ingrimmig.

Jetzt streich' ich alles wieder aus, dachte er. Was ich geschrieben habe, streich' ich wieder aus.

Verstimmung sucht sich zu rächen. Wie, ist ihr gleichgültig. In den meisten Fällen wird man's gar nicht gewahr, daß man das Haar in der Feder an die eigene Haut abwischt.

Sebastian schlug die Blätter auseinander.

Blödsinn! Alles Quatsch, Quitsch, Kitsch! Wie kann ein vernünftiger Mensch überhaupt in Jamben schreiben, in genähten Drahtkrawatten.

Geschmacklos.

Er klappte das Heft wieder zu und goß sich einen Enzian ein.

Wie höllisches Feuer brannte das Zeug im Mund. Man fühlte, wie die Flamme in den Magen hinunterfuhr.

Sebastian sah auf die Uhr: halb neun.

Dick und behäbig schwankte der Pendel der alten Wanduhr: Links — rechts. Links — rechts.

Er beobachtete die Mimik dieses Pendels. Wie ein alter Pedant war der.

Legte den dicken, breitgetretenen Kopf von einer Seite auf die andere.

Zu dumm! „Unsinniger Karpfen. Wackel nicht so mit deinem dicken Schädel!"

Sebastian stand auf und hielt den Pendel an.

Befriedigt, als wäre es ihm gelungen, ein eigensinniges Wesen zu ärgern, setzte er sich wieder.

Da kam Urschel herein.

Ihre Grübchen wurden immer tiefer, wie sie so verschmitzt lachte.

„Was krieg' ich, Seppl, wenn ich etwas für dich habe?"

Er fiel ihr um den Hals und entwand ihr heimtückisch das Kuvert.

Es war ein Telegramm.

Hastig riß er es auf.

— — — — — — — — — —

Was er denn habe, fragte die Schwester bestürzt, weil er gar nichts sagte und zum Fenster hinausstarrte?

Mit erkünstelter Ruhe faltete er das Telegramm zusammen und steckte es ein. Aber Urschels bittender Blick rührte ihn.

Er holte das Papier aus der Tasche und gab es ihr.

„Da lies! Hast du Töne?"

— — — — — — — — — —

„Einziger Seppl. Ankomme abends zehn Uhr Salzburg. Deine Schnudi."

Aufgegeben war das Telegramm in München.

Es war also kein Scherz.

Hm. Hm. — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Ein bißchen kuppeln tun nun alle Weiblein gern. Ob sie verheiratet sind oder ledig.

Und so nahm sich auch Urschel in Liebe des verblüfften Brüderleins an. Faßte Sebastian zärtlich unterm Arm und geleitete ihn auf seine Stube.

Da hielt man Kriegsrat.

Bald war das Hotel gefunden, in dem man nach Ursulas Meinung so etwas schon machen konnte.

Dann packte Sebastian seine Reisetasche und rüstete sich aus wie einer, der von weit her kommt.

Mit Spannung verfolgte Ursula alle diese Vorbereitungen.

Diese unverheirateten Herrn Brüder strömen in ihrer souveränen Verliebtheit zuzeiten ein Parfüm graziöser Verderbtheit aus, dessen demimondänem Reiz sich kaum ein unverdorbenes junges Mädchen zu entziehen vermag.

Der Menschendoktor räusperte sich im Erdgeschoß.

Der durfte natürlich nichts wissen von der ganzen Geschichte.

Das erhöhte für Ursula den Reiz dieser verschwiegenen Angelegenheit, die ein bißchen Abwechslung in ihr geruhiges Hausfrauenleben brachte.

Dankbar küßte Sebastian der Schwester die Hände.

„Du bist ein furchtbar gutes Tier, Krautfaß!"

Siedendheiß lief die Freude durch seine Adern.

Nun sollte er ja die Prinzessin wiedersehen — — — wieder küssen —

Süße, arme Prinzessin, was mag mit dir vorgegangen sein!

Es fror ihn, wie er es überdachte.

Ein Kampf mußte diesem Entschluß vorangegangen sein — ein furchtbarer Kampf zwischen Pflicht und Sehnsucht.

Wie ein Gespenst stieg es vor ihm auf und flüsterte:

„Verführer! Verführer!"

„Nein! Nein! Die Prinzessin hatte den entscheidenden Schritt getan — die Prinzessin — — — oder — — — oder?"

Ach! —

Was konnten diese unfruchtbaren Fragen nützen?

Was geschehen sollte, geschah doch. Nur den Kopf oben behalten.

Ein Wort Hebbels fiel ihm ein:

„Es ist die größte Dummheit der Maus, daß sie, einmal in der Falle gefangen, nicht noch wenigstens den Speck, der sie hereingelockt hat, verzehrt."

Ja! — die größte Dummheit — die größte — — — — und er zwang sich, nur die Freude über die bevorstehende Ankunft der Prinzessin zu empfinden.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Es ging stark auf Zehn.

In ein paar Minuten mußte der Münchner Schnellzug mit der Prinzessin eintreffen.

Sebastian ärgerte sich über die vielen Hoteldiener, die überall auf dem Perron herumstanden.

Es sollte ihn keiner sehen. Sonst ging das Getuschel ja gleich los, wenn er nachher mit der Prinzessin am Arm als junger Ehemann nach dem Hotelwagen verlangte.

Denn das war der Plan.

Sollte, was wahrscheinlich war, die Rätin bereits die Verfolgung der Prinzessin aufgenommen haben, durfte man bei der guten Organisation der europäischen Polizei sie deshalb schon in den nächsten Tagen im Hotel erwarten — so konnte im schlimmsten Falle die aufregende Affäre mit einer Verheiratung enden, indem es die Frau Mama dem reformierten Obrist Leutnant nachtat, der, als er des Nachts den Simplex Simplizissimus bei seiner Tochter fand, den Pfaffen holen ließ, um die beiden im Bett zu trauen.

„Kellner! schnell eine Flasche Sekt, vier Gläser und einen Pfarrer," würde es heißen.

Sebastians Gesicht glühte.

Neugierig guckten ihn die Leute an. Er merkte es nicht.

Ruhelos lief er auf und ab. Erregt. Toll vor Liebe.

Eine Bewegung kam in die Menschen. Sie wichen zurück.

Donnernd fuhr der Zug mit großen, glühenden Augen in die Halle.

Sebastian zitterte.

Er mußte sich an einer eisernen Säule festhalten, um sich zu sammeln. Er zweifelte, ob er sich so weit würde bezähmen können, die Prinzessin mit seinen Küssen nicht zu zerreißen.

Er hatte Angst vor dem Moment, wo ihr Köpfchen sichtbar werden würde.

Bei Gott — da sah sie aus dem Fenster!

Sebastian wollte schreien. Aber er bezwang sich.

Ruhe! Ich lasse sie aussteigen. Den Strom verlaufen.

Aber was ist das?

Die Prinzessin springt aus dem Wagen. Zwei gelbe Handkoffer folgen nach. Die Prinzessin steigt auf das unterste Trittbrett und greift nach der Hand, welche die Koffer heruntergereicht hat und zieht. Zieht

vorsichtig — liebevoll — eine rundliche Dame aus dem Coupé.

Sie reicht ihr den Arm.

Ein Träger nimmt die Koffer auf. Sie gehen Arm in Arm nach dem Ausgang.

Wie betrunken wankt Sebastian hinterdrein.

Ihm ist wirbelig.

Er versteht das Ganze nicht.

„Hotel Sonne!"

Die beiden Damen steigen in den Omnibus.

Die Prinzessin sieht um. Erblickt Sebastian.

Flammen fahren über ihre Wangen, und die Frau Regierungsrat ist höchlichst erstaunt, daß Schnudi sie plötzlich in die Arme schließt, sie küßt und an sich preßt.

Instinktiv verbirgt sich Sebastian hinter einer Säule.

Er hat eine Windmühle im Kopf.

Alles tanzt.

Matt fällt er in einen Wagen und verlangt nach Hause.

Unbemerkt kommt er ins Haus.

Schließt sich in sein Zimmer und wirft sich auf den Diwan: „Ja, was heißt denn das alles?"

— — — — — — — — — —

Am anderen Morgen kam ein Brief. Ganz früh.

In einem grünen Hotelkuvert.

Ich habe einen furchtbaren Schnupfen, weil ich die ganze Nacht nach Dir schlechtem Menschen ausgeblickt.

Mama war wütend, daß ich immer wieder aus dem Bett gesprungen bin. Zuletzt wollte sie den Kometen auch sehen. Da war er natürlich verschwunden, und ich mußte mich in die Klappe legen. Geschlafen hab' ich aber nicht.

Dich hat's ja wohl nicht angefochten. Ich beneide Dich um Deine Drahtseilnerven.

Weißt Du, einmal hättest Du wenigstens vorübergehen können. Mama war müd' zum Umfallen, aber ich habe sie trotzdem bis zwölf Uhr im Speisesaal festgehalten. Ich meinte, jetzt muß er hereinkommen, einen Schoppen Wein bestellen und sich an den Tisch mir gegenüber setzen.

Seppl, das kannst Du nie nachholen, was Du da versäumt hast.

Ich konnte kaum meiner Tränen Herr werden, ich hab' es einfach nicht verstanden.

Was hab' ich mir das Hirn zermartert in den letzten Tagen, bis ich einen Ausweg gefunden, Dich wiederzusehen. Den Prospekt, den Du mir von Salzburg geschickt hast, habe ich Mama glücklich in die Hände spielen können.

Durch ein wahnsinniges Gewebe von Lügen habe

ich es fertiggebracht, sie für Salzburg zu interessieren. Den Erfolg siehst Du ja.

Mit dem Telegramm hoffte ich, Dir eine Freude von ganz unerhörter Art zu bereiten, und Du? Was tust Du? Du legst Dich ruhig ins Bett; in derselben Stadt, in der Deine Prinzessin sich schlaflos auf den Kissen wälzt.

O Seppl, trotzdem — ich habe Dich furchtbar lieb, aber mein Verstand ist zu Ende. Wenn Du keinen Ausweg weißt, wie ich Dich sprechen kann, dann geschieht etwas. Mama bewacht mich wie eine Henne ihre Küchlein. Ich will Dir gar nicht sagen, wo ich diesen Brief schreibe!

Heute mittag kaufen wir Marken auf der Post, und da hol' ich mir Deinen Brief.

Seppl, wenn Du mich ein bißchen gern hast, schaffst Du Rat.

Ich muß einen Kuß haben von Dir, und ich muß Dich küssen, bis ich wieder gesund bin, denn ich sehe wirklich aus, als ob ich die Schwindsucht hätte.

Lieber, lieber Seppl, laß Dich küssen und umarmen von Deiner Schnudi.

— — — — — — — — — —

Sebastian wurde ungeduldig.

Diese Mutter war ja ein Ausbund schikanöser Vernunft.

Zwölfmal war er hinter den beiden Damen auf den Mönchsberg gestiegen, vom Zufall ein Geschenk erhoffend.

Aber die Rätin, die wie eine gemütliche Dampfwalze die bleiche Prinzessin auf Schritt und Tritt begleitete, und ihre suspiziösen Blicke in alle Winkel warf, dachte gar nicht daran, in Ohnmacht zu fallen.

Sebastian kam auf die unsinnigsten Ideen. Ein Königreich für einen Straßenräuber!

Er wollte Räuber mieten und einen Überfall inszenieren. Im letzten Augenblick, wenn schon das Pulver auf den Pfannen zu riechen begann, wollte er aus dem Busch treten, die Räuber durch eine kühne Handbewegung in die Flucht schlagen und als Lebensretter die Damen galant nach Hause führen. Unsinn!

Nicht einmal in die Salzach fiel diese unhöfliche Mutter.

Sebastian verbrauchte unsinnige Summen für Rotwein, den er unter Verwünschungen in seinem Beobachterwinkel im Speisesaal hinunterspülte.

Aber was konnte es helfen. Nach Tisch sprach die Frau Mama regelmäßig zu ihrer Tochter: „Komm, wir wollen nach oben gehen und uns ausruhen."

So liebenswürdig sagte sie das, daß sie Sebastian hätte zermalmen mögen.

Aber mit der Zeit fing alles an, ungeheuerliche Dimensionen anzunehmen.

Die Sehnsucht, der Zorn, die Ungeduld, das Alleinsein, die Verzweiflung.

Kaum war es möglich, sich durch Briefe zu verständigen. Konvulsivische Zuckungen waren diese Briefe geworden.

— — — — — — — — — —

Ursula Krautfaß! heilige Ursula, bitt für uns!

Und Ursula Krautfaß half.

Gerührt, daß ihm das Wasser in die Augen stieg, steckte Sebastian einen nagelneuen Fünfzigkronenschein in das rechte Westentaschl.

„Schade, daß du meine Schwester bist," sagte er. „Ich würde dich göttlich belohnen."

Zehn Minuten später war er auf dem Weg zum Hotel Sonne.

„Das Eckzimmer, jawohl das Eckzimmer, geehrter Herr Portier!"

Und sie wurden über den Preis einig.

Sebastian kam sich vor wie Napoleon, als er die Alpen überschritten.

Nun wohnte er Tür an Tür mit der Prinzessin. Tür an Tür! Aber was nun?

Abwarten!

Mit der Zeit konnte es ja nicht ausbleiben, daß

man sich kennen lernte. Daß man diese Rabenmama kennen lernte.

Oder wie? Ließ sich das Glück nicht korrigieren?

Ein Schlafpulver, etwa abends der Frau Rat in den Wein geschüttet? Den Schrank ein wenig abgerückt und — die Prinzessin konnte in seine Arme schlüpfen!

Er schrieb ihr das.

Aber Schnudi hatte keine Courage dazu.

Nein, das mochte sie nicht tun. Sie hielt es für ein Verbrechen. Schließlich war es dasselbe, ob man einen Menschen durch einen Schlag betäubte oder durch ein Pulver.

Ich tu's nicht, dachte sie und guckte Mamachen verstohlen an. Gott, sie war doch so lieb. Wie sie nun wieder dasaß und Hemdenpassen stickte für ihren Liebling.

Und mit Haß dachte sie an Sebastian.

Zerrte der sie denn nicht an ihrer Sehnsucht wie an einer grausamen Kette hinter sich her?

— — — — — — — — — —

Sebastian lag oben auf seinem Zimmer. Ruhelos.

Auf ein paar Sekunden hatte er heut die Prinzessin erwischt. In einer dunklen Türnische. Hatte sie geküßt. Zum erstenmal seit jenem Morgen, wo sie als Page Abschied genommen. —

„Ein Vieh mit Haxen ist der Mensch," stöhnte Sebastian. „Weiter nichts."

„Da lieg' ich nun und quäle mich, daß in einen Kuß nicht mehr hineingeht als ein Milligramm Liebe und Befriedigung.

Ein Kuß ist die Erfindung des Teufels!"

Er trank die Karaffe aus, die auf dem Tisch stand, um nicht zu verschmachten.

Natürlich — wie ängstlich so ein Kind ist. Schlafpulver — unmöglich. So schnell war sie also fertig mit einem Entschluß?

Er stieg auf den Stuhl.

Stieg wieder herunter.

Rückte den Stuhl vor den Spiegel und trat wieder hinauf.

Er wußte nicht, warum er dies tat.

Er ärgerte sich über den Unsinn. Nächstens bekomme ich den Veitstanz, dachte er. — — —

— — — — — — — — — —

Furcht vor der Nacht, die ihm bevorstand, überfiel ihn.

Konnte man seinem Verstand nicht auch zuviel zumuten? Konnte nicht plötzlich irgendwo eine Gehirnnaht knax machen?

Wenn er etwa hören würde, wie nebenan die Prinzessin ins Bett stieg. Sich mit einem Seufzer herum-

drehte und nicht einschlafen konnte. Bewacht von den ruhigen Atemzügen der Mutter? Pfui!

Ich will.

„Ich will!" sagte Sebastian.

Was kein Liebhaber vor mir erduldet, will ich ertragen. Ich will mit der Prinzessin schlafen gehen, und eine Holzwand sei zwischen uns!

Behutsam rückte er den Kleiderschrank von der Verbindungstür ab und hielt die Nase ans Schlüsselloch.

Beseligt sog er die Luft ein, als trinke er die Prinzessin.

Die Tür war nicht mehr neu.

Es ging vielleicht.

Vorsichtig schnitt er unten einen Span weg. Die Holzfasern liefen der Breite nach. Es schnitt sich gut.

Er probierte.

Eine Visitenkarte ließ sich schon durchschieben.

Er schnitt weiter.

Wenn die Öffnung nur für die kleine Zehe reicht — oder das äußerste Zungenspitzl.

Er legte sich auf die Erde.

Die Zunge war zu dick.

Überdies hätte man sich auf den Kopf stellen müssen.

Die Prinzessin auch. Und dann gab es noch lange keinen Kuß.

Auf halbe Nagellänge ging der Finger durch den Spalt.

Vorsichtig schnippselte er weiter.

So!

Aber hinübersehen konnte man nicht. Dazu hätten die Augen auf der Fingerspitze sitzen müssen.

Immerhin — es war schon etwas.

Er entfernte die Spuren seiner Arbeit.

Wischte sich die Knie ab und wusch sich in sehr gehobener Stimmung die Hände.

Die Nacht mochte kommen. Er war vorbereitet.

Er ging fort.

Aß ein Beefsteak in der Stadt und trank Pilsner dazu. Er vermied es, sich heute unten im Speisesaal zu zeigen.

Vor Zehn war er schon wieder im Hotel.

Er machte kein Licht, zog sich lautlos aus und legte sich in Unterkleidern aufs Bett.

Die Uhr schlug Zehn.

Die Uhr schlug Viertel.

Dann Halb.

Immer noch rührte sich nichts.

Bei seinem altbewährten Pech blieben sie natürlich heute eine Stunde länger unten wie gewöhnlich. Hatten vielleicht gar eine Wagentour gemacht und kehrten erst nach Mitternacht zurück.

Er dachte einen Moment daran, sich wieder anzuziehen.

Da wurden Stimmen vernehmbar auf dem Korridor. Gedämpfte weibliche Stimmen, die gute Nacht sagten.

Sie waren's.

Geräuschlos glitt Sebastian vom Bett herunter.

Nebenan wurde es lebendig.

Man hörte die Rätin sprechen.

Sebastian legte sich auf den Boden. Stand aber gleich wieder auf. Das war nicht fair. Was gingen ihn die Worte der Frau Regierungsrat an. Er wollte nicht indiskret sein.

— — — — — — — — — —

„Ob sie schon wieder im Nestchen liege?" hörte Sebastian die Prinzessin vom Fenster zurück fragen.

„Gott sei Dank!" antwortete die Frau Mama und drehte sich krachend um.

Ächzend wurde das Nachttischtürchen geöffnet.

Pardon, gnädige Frau! Sebastian hielt sich erschrocken die Ohren zu, und zählte langsam bis hundert.

„Ist dein Komet wieder am Himmel?" sagte die weiche, wohlwollende Stimme. „Geh doch zu Bett. Mädchen — hörst du?"

Mutwillig flogen bald zwei leichte Stiefelchen

gegen die Tür, gerade an die Stelle, wo Sebastians Kopf lag.

Das blies dir Gott ein, Mädchen! dachte Sebastian.

Ärgerlich verbat sich die Mama solche Scherze.

Sebastian hielt den Zettel bereit, auf den er geschrieben: „Liebling, ich wache!"

Es raschelte, als ob jemand einen gestärkten Unterrock abstreife.

Sebastian rückte näher an die Tür.

Alles war zu vernehmen. Sogar der Übermut, mit dem die Prinzessin eins-zwei-drei das Korsett aufhakte.

Wieder raschelte es. Ein paar weiche Katzenpfoten liefen über die Diele. Knax!

Als ob er durch das Holz blicken könnte, sah er die Prinzessin auf dem Bettrand sitzen in ihrem schneeweißen, gestickten Hemd. Sah, wie sie mit einem lustigen Griff die Strumpfbänder von den Knien zog. — — — Dieses Geräusch konnte zu keiner anderen Bewegung gehören.

Endlich!

Die weichen Katzenpfoten kamen gegen die Verbindungstür. Schnudi holte die Stiefel, um sie auf den Gang zu stellen.

Darauf hatte Sebastian gewartet.

Schnell schob er den weißen Zettel unter dem Spalt durch.

Gleichzeitig fiel ein Stiefel zu Boden, die Prinzessin stieß einen Schrei aus. Erschreckt drehte sich die Rätin im Bett um.

Sebastian tanzten purpurne Lichtklexe vor den Augen.

„Nein, nein, nein, es ist zu arg, wie du einen immer erschreckst, du Fratz. Jetzt machst du aber, daß du ins Bett kommst! Sofort! Und blas die Kerze aus!"

Sebastian atmete auf.

„Gut' Nacht, Mutting!" flüsterte die Prinzessin zärtlich.

Dann wurde das Licht ausgeblasen.

Fast schüchtern krachte ein Bett an der gegenüberliegenden Wand.

Dann wurde es still.

Ganz still. Und leblos dunkel.

Sebastian harrte.

Die Glieder schmerzten ihn auf dem harten Boden.

Aber er hielt aus.

Unerschütterlich.

— — — — — — — — — —

Da schrak er zusammen.

Durch das Dunkel hatte ihn ein Finger angerührt.

Er begriff.

Fast unsichtbar ragte ein weißlicher Streifen unter der Tür hervor.

Millimeter um Millimeter zog er ihn herein. Schlich in den entferntesten Winkel damit. Zündete lautlos ein Streichholz an. Hielt ängstlich beide Hände über die Flamme. Er las: „Seppl, ich hab' dich furchtbar lieb. Ich wache mit dir."

— — — — — — — — — —

Immer wieder schoben sie sich diesen Brief zu. Und da sie beide kein Licht machen konnten, um zu schreiben, so taten sie in ihrer Verliebtheit so, als enthielte der Zettel immer neue Liebesbotschaft.

Bis mit der Zeit dieses Verkehrsmittel ihrer Sehnsucht nicht mehr genügen konnte und sie mit halben Händen sich ihre Liebe zu gestehen begannen.

Und die Fingerspitzen wurden alles, Augen und Ohren.

Sebastian preßte seine rechte Hand an den Boden.

Zärtlich stellte die Prinzessin ihren weichen Fuß auf seine Finger. Erst den linken, dann den rechten. Und dann vertauschten sie die Rollen.

Beide waren sie unerschöpflich im Erfinden neuer Variationen.

Aber die Türe blieb unerbittlich.

Es machte sie rasend, daß sie die Lippen nicht vereinen konnten.

Sebastian küßte die Fingernägel der Prinzessin heiß und wieder kalt.

Wie angenagelt lag ihr Händchen unter dem Holze.

„Es ist ein Elend," seufzte Sebastian, „ein Elend!"

Nun war der rechte Fuß der Prinzessin wieder an der Reihe, geküßt zu werden. An dem trug sie noch den Strumpf.

Sebastian nahm seine Kraft zusammen und dachte: Du sollst mir deinen Strumpf geben! Er war überzeugt, daß ihr das Fluidum seinen Wunsch zutragen werde.

Und so geschah es auch. Denn die Prinzessin war eine wirkliche Prinzessin.

Sebastian hatte kaum ein wenig an der Seide gezupft, so verschwand der Fuß.

Bald fühlte er einen Finger, mit etwas Weichem umwickelt.

Er zog — endlich war der Strumpf durch. Freudig führte er ihn an die Lippen. Dann zog er ihn an.

„Liebling!"

Sebastian faltete sich wie ein Insekt zusammen, brachte seine Lippen an die Öffnung und hauchte seinen heißen Atem der Prinzessin hinüber.

Sie antwortete bald in der gleichen Weise.

Selig trank er die Wellen aus ihrer Brust — — — Unzählige dieser geflügelten Küsse sandten sie sich zu, bis sie müder wurden und müder.

Wie ein sterbendes Licht verglomm die Leidenschaft.

Die Kräfte schwanden.

„Schnudi!"

Sebastian nahm seine ganze Geschicklichkeit zusammen und hauchte den Namen hinüber.

„Schnudi — — mein — alles — schlafe wohl! Meine — einzige Prinzessin — gute Nacht" —

„Schlafe wohl!" kam es unhörbar zurück.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Ein herrlicher Morgen war heraufgekommen.

Sebastian saß vergnügt auf der Veranda des Hotels und träufelte bernsteingelben Honig auf seine Semmel.

Noch war es früh, und nur ein einziger Tisch zum Frühstück gedeckt.

Appetitlich glänzte das weiße Tischtuch.

In dem silbernen Deckel der Honigdose spiegelte sich die Morgensonne. Alles war blitzblank, und Sebastian ließ seine Augen hinausspazieren in den bläulichen Dämmer der Berge.

Träumte. Träumte von allen Einzelheiten dieser vergangenen Nacht.

— — — — — — — — — —

„Pardon!"

Eine Stimme weckte ihn, die er kannte.

Er drehte sich um.

„Darf ich an Ihrem Tische Platz nehmen?" fragte höflich eine rundliche, ältere Dame.

Sebastian fuhr ein nie gekannter Schreck in die Glieder.

Mit Bestürzung beinahe sprang er auf.

„O bitte, bitte sehr. Bitte vielmals, gnädige Frau: stud. phil. Meyer."

„Regierungsrätin Grün."

Man setzte sich.

Sebastian tunkte sein Honigbrötchen, so tief er konnte, in den Tee.

Hätte er sich mit hineinsetzen können, er hätte es gerne getan.

Allmählich kehrte seine Ruhe wieder.

Unbegreiflich, dachte er, was du für ein Kerl bist.

Aber mit der Zeit wurde es ganz lustig an dem Tisch.

Die Regierungsrätin plauschte allerliebst, wie nur Witwen plauschen, von Tod und Teufel, vom Wetter, von Bonn, von Salzburg und Norderney.

„Von Norderney bin ich," sagte sie mit einem Seufzer, „auf Wunsch meiner Tochter, fast möchte ich sagen, schnell und unerwartet abgereist."

„Ich weiß, ich weiß, gnädige Frau," entgegnete Sebastian schneller als ihm lieb war.

Verblüfft guckte ihn die Rätin an.

Sebastian nannte sich einen heillosen Idioten und versuchte, rasch auf ein anderes Thema überzuspringen.

„Jawohl, jawohl — — gnädige Frau sind mit Fräulein Tochter hier. Ich sah Sie schon einige Male hier oben sitzen."

„Ach, Tja!"

Und die liebenswürdige Mama erzählte dem verbindlich lächelnden Studiosus allerhand Neuigkeiten, die er schon wußte.

„Wie es den Damen im allgemeinen hier gefalle," meinte Sebastian bescheiden. „Die Gegend und so? Das Klima?"

„O herrlich, herrlich! Nur mit den Zimmern bin ich nicht recht zufrieden," sagte die Frau Rat. „Ich fürchte, ich fürchte, es ist ein altes Haus, und ich befürchte, wir haben Mäuse in den Räumen. Heute Nacht —"

Sebastian fiel der Teelöffel unter den Tisch.

Es sah aus, als sei ihm über dem Bücken das Blut zu Kopf gestiegen.

Und die Frau Rat erzählte von Mäusen, erzählte von eigentümlichen, nagenden Geräuschen eine ganze Weile.

Sebastian erhob sich einige Male von seinem Stuhl, als liege auf dem Sitz etwas, was ihn belästige.

Er fluchte in sich hinein und beschwor seine Vernunft, ihm keinen Possen zu spielen.

Es half auch.

Er lachte. Lachte sich Mut an und hetzte seine Blicke kühn auf die Nasenspitze der Frau Rat.

Eine tolle Ausgelassenheit ergriff ihn, und er erzählte mit vieler Kunst ein paar Witze von den salzburgischen Bauern.

Die Rätin erstickte beinahe an ihrem Brötchen.

Sie fand Sebastians Gesellschaft entzückend.

„Nein!" rief sie laut unter Lachen, „zu famos, Herr Kandidat, zu famos, Sie müssen uns einmal zu ihren lustigen Bauern mitnehmen. Ohne Pardon! Meine Tochter wird sich sicher auch freuen, einen so lustigen Bonner Studenten in dieser Einsamkeit kennen zu lernen.

Sie ist zwar ein bißchen schüchtern, wie soll ich sagen — sie ist noch sehr, sehr jung. Nicht wahr — ein Kind —"

Sebastian fand mit einem Male, daß seine Weste schlecht sitze. Er zog und zupfte.

„Da kommt meine Tochter!" sagte die Rätin plötzlich und rückte ein wenig zur Seite.

Sebastian sah um.

Vom Ende der Terrasse nahte die Prinzessin. Sittsam wandelte sie einher, ein Arbeitskörbchen in den Händen, den Kopf ein wenig nach vorn geneigt.

„Na —? ausgeschlafen?" rief ihr die Rätin schon von weitem entgegen.

Da ward die Prinzessin rot und lächelte, ein bißchen verlegen wegen des fremden Herrn.

„Mati! Du erlaubst, daß ich dir diesen Herrn vorstelle," fuhr die Rätin fort, indem sie mit dem linken Arm eine anmutige Bewegung ausführte, „Herr stud. phil. Meyer aus Bonn — meine Tochter."

Und Herr stud. phil. Johann Sebastian Meyer aus Bonn stand auf und verbeugte sich mit jener Verbindlichkeit, wie sie der Höflichkeitskodex für die gute Gesellschaft vorschreibt.

Von Richard Elchinger erschien in dritter Auflage:

Thomas Grahm

oder

Die Gärten der Venus

*

Ein Theaterroman

*

Julius Hart im „Tag“: Eine Kunst der Fröhlichkeit und heiterliebenswürdiger Ironien, überlegen-humoristischer Lebenskunst und von höchst pikantem Geschmack, der sehr delikat-romantische und realistische Töne, naive und raffinierte Sinnlichkeiten miteinander vermischt und vererbt. / Rheinisch-Westfälische Zeitung: Die die Liebe haben, näher auf seine Art zu achten, die sehen vielleicht in ihm einen Dichter kommen, der über den Bilderreichtum und die sprachliche Farbe der alten und romantischen Humoristen verfügt, aber es dabei nicht nötig hat, uns in die Traumlande E. T. A. Hoffmanns zu entführen, um uns seine Wunder zu zeigen, und der noch weniger von der Stimmungssehnsucht der nachgeborenen Romantiker angeblaßt ist — einen Humoristen von glücklicher Zusammensetzung. / Breslauer Zeitung: Und im speziellen die Erotika mit ihrem Gemisch aus Leidenschaft und Grinsen, die Beardsley-Figur der Schauspielerin Blanche geben dem Kritiker das Recht, auch ohne Überschwang die Eigenart Richard Elchingers auf diese Romanleistung hin mit den Sätzchen „das ist Jemand“ zu legitimieren.

Georg Müller Verlag / München

Von Johan Bojer erschienen

Dyrendal
Roman. 1.—5. Tsd.

Die Lofotfischer
Roman. 1.—5. Tsd.

Der Gefangene, der sang
Ein Hochstapler-Roman. 4. Tsd.

Die Macht der Lüge
Roman. 1.—5. Tsd.

Kasimir Edschmid in der Frankfurter Ztg. über „Der Gefangene": Der Hochstapler aus Lust zur Unendlichkeit, ein Kerl, wild und feig, aus dem Nichts kommend, begabt zu allem, nur nicht zur Dauer, und einer wolfsmäßigen Sehnsucht nach dem Menschen, ein Dieb der Seele. Aus dem Reichtum schleicht er in das Elend, aus dem Nichts in die Fülle, aber alles hat Tempo, überall ist Wechsel. Hier treibt ein tiefes dichterisches Problem einen Stoff in die Höhe, der an Buntheit nur von der Stärke des rauhen nordischen Gefühls übertroffen wird. / Augsburger Post-Zeitung über „Macht der Lüge": Mit einer an Dostojewski erinnernden Eindringlichkeit gibt Bojer eine psychologische Studie in der Form eines Romans. Knut Norby hat eine Bürgschaft unterschrieben. Ursprünglich hegt er gar nicht die Absicht, der Haftung sich zu entziehen, doch entsteht ohne seine Absicht das Gerücht, seine Unterschrift sei gefälscht, und er greift nach dieser Ausflucht. Immer tiefer verstrickt er sich in diese Lüge und stürzt auch seinen Sohn in tragische Konflikte. / Kurt Münzer im Literarischen Echo: Johan Bojer ist nie die vielgebrauchten Wege gegangen. Schon die früheren kleinen Bücher, die man von ihm kennt, sind nicht alltäglich. In Abseitiges vertieft und von starker Anziehung. Diesmal schreibt er die bittere und grausame Geschichte einer Lüge. Zieht man das Resultat dieses Buches, so findet man, daß eine Art Größe in ihm steckt, ein unerbittlicher Mannesmut und eine unerschrockene Folgerichtigkeit, deren ein zahmerer Schriftsteller nie fähig wäre.

Georg Müller Verlag / München

J. B. Hirschfeld (A. Pries), Leipzig